Ph.Sp.
4442
s

Ph. sp.
442 ad

CONTRÄR UND CONTRADICTORISCH

(NEBST CONVERGIRENDEN LEHRSTÜCKEN)

FESTGESTELLT

UND

KANTS KATEGORIENTAFEL BERICHTIGT.

EINE PHILOSOPHISCHE MONOGRAPHIE

VON

GUSTAV KNAUER,

PASTOR ZU FRIENSTEDT BEI ERFURT.

HALLE,

C. E. M. PFEFFER.

1868.

24 - 1/3.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Mit Gottes Hülfe, der das Glück der Schlachten wendet, ist eine Neugestaltung des deutschen Vaterlandes angebahnt; zerbrochen sind die alten Formen, welche unter dem Schein der Einigkeit und der Macht nur Funken der Zwietracht und Thatsachen der Ohnmacht bargen.

Möchten nun auch zerspringen die Ueberlieferungen deutscher Scheinwissenschaft, welche die von Gott gegebene Kraft des Denkens in ungeheuerlicher Selbstverblendung missbrauchte und in Phantomen sich wiegte, statt auf festem Grunde zu bauen. Möchten der deutschen Philosophie endlich die wächsernen Dädalus-Schwingen in den Strahlen gesunder Kritik gründlich abschmelzen, und sie ernüchtert von ihrem Flug in's Grenzenlose sich selbst wiederfinden auf heimathlichem Boden!

Die Logik ist der Philosophie erste und unterste Leistung. Möchte sie zunächst sich aufrichten, befreit von falschen Traditionen, an denen sie allerdings schon seit Jahrtausenden krankt. Dazu gedenkt die Schrift, die hiermit in die Hände des Publicums gelangt, an ihrem Theile beizutragen.

Der philosophische Denker pflegte in der Regel zu eilen, dass er sein System fertig machte und auf den Markt brachte; ja vielleicht eilte er, wenn das

erste System in Trümmer brach, ein zweites, ein drittes mit stürmischer Hast aufzustellen. Das hat der philosophischen Wissenschaft zu grossem Unsegen gereicht. Man denke nur an den Schelling'schen Systeme-Schwindel! Vertiefung in einzelne schwierige Punkte, deren Interesse über den Particularismus der Schulen hinausgeht, thäte unserem Epigonen-Zeitalter besonders noth. Durch Monographien sind in neurer Zeit auf allen Gebieten der Wissenschaften Fortschritte angebahnt worden. Diese Schrift ist kein Versuch eines Systems, sie ist eine philosophische Monographie. Mehrere Punkte werden von ihr abgehandelt, aber sie sind unter einander verknüpft und der richtige Nachweis des einen vermittelt die sichere Erkenntniss des anderen.

Uebrigens ist ihr Verf., wie Jeder bald sehen wird, keineswegs systemlos, weder thatsächlich, noch aus Grundsatz; er ist durchaus kein blinder Empirist. Sein System ist auch nicht das zusammengestoppelte eines Eklektikers; er ist nicht ohne Schule. Aber wo seid ihr, meine Genossen? wo bist du Band, das unser Forschen umschlingt? Ach leider, die Schule besteht nur in der Ueberlieferung, im Leben ist ihr Gefüge nicht zu finden.

Es gibt überhaupt im Leben heutzutage nur eine einzige festgeschlossene Schule, die „exacte", die Herbartische. Wir achten sie, wir haben Manches von ihr gelernt; aber unsere Schule ist sie nicht, kann sie nicht sein; wir beklagen ihre Irrtritte. Ach dass sie doch nie etwas Anderes gelehrt und für erforscht gehalten, als ea, quae exacta sunt, quae exegit! Aber wir stehen dieser Schule bei dem grossen Ernst, dessen sie sich befleissigt, nicht ohne alle Hoffnung gegenüber.

Die zersprengten Trümmer der „absoluten“ Schulen und Schülchen erfüllen unser Herz, wenn wir an so manchen Strahlenglanz und Hoffnungsschimmer gedenken, mit tiefer Wehmuth und Betrübniss. Wir beklagen die irregegangenen und irregeführten Personen; wir bedauern soviel Lärm um nichts; und wir verachten und hassen mit tiefster Inbrunst den nebeligen Brodem, in dem manch treffliches Talent ersticken musste und aus dem manch hohler Kopf seltsame Phantome sog. Wir wissen uns einig mit den Herbartisch-Exacten für den gemeinsamen Kampf wider die Irrlichter, die dort noch tanzen.

Verf. dieser Schrift rühmt sich ein Kantianer zu sein (*εὔχομαι εἶναι*); ein Kantianer von reinem, unverfälschtem Wasser; ein „schülerhafter“, aber kein gedankenloser und blinder Kantianer; ein freier Denker auf dem vom Königsberger gelegten Grunde, soweit er fest und unverwüstlich befunden ward; ein Kantianer, dem „der Alte“ das scharfe Messer der Kritik hinterliess, um zu zerschneiden, wo's möglich wäre, auch des Meisters eigene Bande.

In früher Jugend hatte ich mich einmal an Kant gewagt, hoffend, er sollte dem theologischen Rationalismus, der seine Schlingen über mich warf, festen Grund und Boden unterlegen. Mit Verwundrung sah ich, dass der berühmte „kategorische Imperativ“ keineswegs Angel- und Kern-Punkt des Kantischen Systems sei; aber ich verstand den Alten nicht. Wie konnte ich, so mich nicht Jemand anleitete? Die Anleitung fand ich bei dem frühverstorbenen Friesianer, Prof. Apelt in Jena, der selbst tief in den Rationalismus (einen von ganz absonderlicher Art) versunken war, und von Schrift, Kirche, Glaube die wunderlichsten Vorstellungen hatte. So gewiss ich ihm

zu Dank verpflichtet bleibe, kann ich doch des Lehrers grosse Schwächen nicht verschweigen.

Aber gerade dass es mit meinem Lehrer so stand, und dass Kant selbst ein Kind seiner „denkgläubigen“ Zeit gewesen: das gerade hat mir besondere Zuversicht gegeben zu dem, was ich aus der philosophischen Kritik in ernstem Forschen gewann. Bald fühlte ich mich gedrungen, auf die philosophische Quelle, auf Kant selbst zurückzugehen. Und der alte Kant, der „Vater des Rationalismus“ — nun er war in der That nur ein unzeitig geborener Sohn desselben —, der „geschickte Diener des Atheismus“, wie F. L. Graf zu Stolberg ihn genannt hat, der „verderblichste unter allen Menschen“, wie Menken in Bremen, ein wunderlicher und unphilosophischer Theolog, sich ausgedrückt hat — der alte Kant war's, der meinen Rationalismus gründlich in Stücke schlug, und der neben dem, was die heilige Schrift unter Beihülfe besonders Eines treuen Exegeten selbst that (d. h. der Geist Gottes durch sie), viel dazu beigetragen hat, dem Wort vom ewigen Wort, vom Menschgewordenen, Gekreuzigten und wahrhaftig Auferstandenen eine ebene Bahn zu machen in mein Herz, wie ich denn nun in das zehnte Jahr hinein dasselbe mit Freuden habe verkünden können. Nicht als hätte die Kantische Philosophie mir den Glauben an Christum mittheilen können; aber die Hindernisse des Glaubens, welche die Strömungen der Zeit angeschwemmt hatten, hat sie mir hinwegräumen helfen.

Länger als zwölf Jahre hindurch habe ich nun selbständigeren philosophischen Studien obgelegen; seit zehn Jahren sind erst unbestimmter, dann immer deutlicher gewisse Punkte vor mein Auge getreten, an denen der Hammer der Kritik einschlagen müsse, um

philosophisches Erz zu graben; seit sechs Jahren darf ich den Anfang meiner wirklich gesicherten philosophischen Entdeckungen rechnen.

So viel diene dem geneigten Leser, dass er erkenne meinen Beruf, in den philosophischen Wirrwarr unserer Tage hineinzureden.

Eine weitere Vertheidigung meiner in aller Stille und in gänzlicher Isolirung bereits ein halbes Menschenalter hindurch getriebenen philosophischen Studien und einen eingehenden Nachweis, wie sie sich mit dem Pfarramte vertragen und zusammenreimen, erspare ich mir. Wenn aber der heilige Augustinus *) die Beschäftigung mit den Kategorien des Heiden Aristoteles und wohl überhaupt mit seiner Philosophie nicht unter seiner Würde, nicht streitend wider die Pflichten seines Berufs hielt, so darf wohl auch ein Landpfarrer die Kategorien des Rationalisten Kant (in dem mehr lag und liegt, als ein Rationalist) zu seinem Privatstudium wählen.

Und wiewohl auch ich dankbar gegen den barmherzigen Gott zufrieden sein wollte, wenn ich nichts wüsste ausser Christum den Gekreuzigten und wüsste Ihn nur recht: so weiss ich doch auch, dass in Christo nichts Menschliches uns fremd zu sein braucht und dass die Irrungen der Zeiten besondere Aufgaben stellen auch an die Wissenschaft der Gläubigen.

Auf dem Kirchentag zu Brandenburg ist auch das Studium der Philosophie ernstlich empfohlen worden. Herr General-Superintendent Dr. Hoffmann sprach:

---

*) Sollte auch das Buch ad Theodatum de decem categoriis nicht Augustin zum Verf. haben, mit Unrecht unter seine Werke aufgenommen sein: so finden sich doch sonst deutliche Spuren, dass der Bischof von Hippo dem Aristoteles und besondes seiner Lehre von den Kategorien nicht fern gestanden hat.

„Orientiren wir uns doch, statt über Tagesfragen, besser über die grossen Grundfragen alles Wissens und Lebens! Wenn wir wissenschaftlich nicht ganz feststehen, so sind wir verlorene Leute gegenüber den Halbwissern“. Und der jetzige Herr Consistorialrath Kögel: „Ich verweise auf die allgemein beklagte Flucht von der Philosophie, die heute gäng und gäbe ist; mag man sie aus einer Uebersättigung früherer Jahrzehnte erklären, Schuld daran hat jedenfalls mehr die Lust an der Oberflächlichkeit“.

Trefflich und wahr geredet! Aber Schuld an dieser Flucht hat gewiss vor allen Dingen auch der bedenkliche Umstand, dass eine Philosophie, zu deren Studium ernstlich und mit Hoffnung auf Frucht gerathen werden kann, überhaupt nicht existirt in diesen unseren Tagen. Sie muss erst geschaffen werden, einestheils wiedergewonnen aus dem Schuttgeröll des 19. Jahrhunderts, anderestheils neugebaut. Nur ein Neubau auf den noch unerschütterten und überhaupt unerschütterlichen Fundamenten des alten Kant wird den Anforderungen genügen können, die gestellt werden müssen, gerade von der Kirche gestellt werden müssen. Helfe uns Gott bald zu diesem Neubau!

Uebrigens ist auch zu bedenken, dass viele in ihrem Beruf tüchtige und sonst gebildete Männer gar keine Ahnung haben von den Aufgaben der Philosophie, nach ihren ganzen natürlichen Anlagen der Philosophie fremd sind. Sie sind darum auch gar nicht zu beklagen, sie sind in ihrem Gemüthe meist glücklicher und zufriedener, als die Leute, die Gott mit philosophischem Kopfe schuf. Sie sind nur dann zu beklagen, wenn ihr Unstern sie auf philosophische Bahnen verschlägt. Für solche ist denn auch unsere Schrift nicht geschrieben. Doch hoffen wir, dass christ-

liche Brüder, die ihres Glaubens gewiss der Philosophie nicht bedürfen, an dem hier Gebotenen werden keinen Anstoss zu nehmen haben, sollte es ihnen auch in gewissen Stücken fern und fremd scheinen. Erschrecke Keiner vor dem alten Kant! Der steht uns näher, als die Meisten denken können. Mögen die Hegel und Schelling mit ihrem Herzen dem Evangelium näher gewesen sein, als Kant — wir sind fern davon, darüber absprechen zu wollen —; mit ihren wüsten und wirren Köpfen sind sie ihm auf jeden Fall unsäglich ferner gewesen, als der Mann, der das radicale Böse nicht als einen nothwendigen Durchgangspunkt zur Vollendung, sondern als Beweis des Falles kennt *).

Die Macht und Bedeutung Hegel's bestand eben darin, dass er phantasirte, ohne eine Ahnung von den wirklichen Aufgaben der Philosophie oder deutliche Vorstellung von den zu ihren Zielen führenden Mitteln zu haben. So lange man wohl über sein Titanenthum die Achseln zuckt — und wie Viele sind, die das heute nicht thun? —, aber doch noch nicht wagt, das nüchterne Urtheil zu fällen, das wir eben gefällt haben: so lange wird auch eine allgemeine Neubelebung der Philosophie ausbleiben, so lange wird die Flucht von ihr beklagt, aber nicht gehindert werden.

Es sind nicht eben leichte und für das Studium bequeme Punkte, die wir in unserer Schrift abhandeln. Könnte der freundliche Leser mir Zeugniss geben, dass schwierige, leichtlich mit ermattendem

---

*) Vergl. die Schrift von Pfarrer Dr. Ludwig Paul: Kant's Lehre vom radicalen Bösen. Ein Vergleich mit der Lehre der Kirche. Halle, 1865, (in gleichem Verlag).

Hauch der Langweile uns anwehende Stoffe hier so behandelt worden sind, dass er darüber nicht zu ermatten brauchte, dass er sie bewältigen konnte: das würde mir besondere Freude und schätzenswerther Dank sein.

Natürlich kann sich der Verf. nicht rühmen, dass er in Bezug auf die philosophischen Leistungen und Strömungen der Zeit vollständig au fait sei, und wieder hat er auch nicht für nothwendig gehalten, Alles zu berühren, was er berühren konnte. Wo er daher die Leistung von Zeitgenossen seiner Kritik unterwirft — und das kann er nur thun mit unverhüllter Wahrheit — ist er fern davon, Vollständiges bieten zu wollen. Er bittet, alle solche Anführungen nur als beispielsweise gegebene, keineswegs als erschöpfende betrachten zu wollen.

Mag der geneigte Leser das Vorwort zur ersten Auflage der „Logischen Untersuchungen“ von Adolf Trendelenburg vergleichen, so versichern wir, dass die ersten Sätze dort uns wie aus der Seele geschrieben sind. In der Philosophie lässt sich nun einmal nicht arbeiten, ohne auf die Ansichten anderer Personen einzugehen, d. h. ohne sie zu bestreiten; das bringt die ganze Beschaffenheit dieser Wissenschaft mit sich, wenigstens sobald man mit Kritik sie treibt. Aber darum keine „Säure der Gesinnung gegen die Person“! Nur ein frischer, fröhlicher Krieg, da einmal Friede nicht sein kann, Krieg in aller Liebe zum Feind, der mannlich überwunden werden muss.

Sind wir Herrn Prof. Trendelenburg selbst tüchtig zu Leibe gegangen; haben wir dem Herrn Geh. Hofrath Kuno Fischer einigemal ordentlich die Wahrheit gesagt: so ist's geschehen, weil wir diese Herren gerade noch mit einer besonderen Vorliebe bekämpfen

konnten. Und so hat selbst noch eine gewisse Vorliebe unsere Hand geleitet, wenn wir unsere Waffe auf den Herrn Prof. und Pastor Hanne gezückt haben. Mit gar freundlicher Erinnerung denken wir an die Stunden zurück, in denen wir einst seine „Zeitspiegelungen“ studirt haben; leider, dass er selbst zur „Zeitspiegelung“ geworden ist! — Das wolle man nicht übersehen. Wir hätten wohl noch ganz andere exempla odiosa aufstellen können, wenn wir gerade nach solchen hätten suchen wollen.

Unser Meister Kant schläft schon lange den Todesschlaf und kann sich nicht mehr vertheidigen gegen Beschuldigungen, wie sie alle Tage leichten Kaufes zu Markte getragen werden. Haben wir die Angriffe auf ihn nicht ohne eine gewisse Bitterkeit zurückweisen können, so wolle man das aus der Sachlage selbst erklären; denn wo sind seine Vertheidiger? Wahrhaftig jene haben leicht auf seinem Grabe tanzen, während sie von seinem Gute zehren. Oft ist mir's, als sähe ich die Freier im Hause des Odysseus; aber ich höre auch das Wort der Göttin, in welches der blonde Menelaos zürnend einstimmt:

πάντες κ' ὠκύμωροί τε γενοίατο πικρόγαμοί τε!

(Odyss. I, 266. IV, 346.) *)

Summa Summarum: Die folgenden Blätter sind
geschrieben Niemand zu Lieb,
als sollte um eines Menschen Gunst gebuhlt werden —
und das sieht auch bald Jeder; aber auch
Niemand zu Leid,

---

*) Sollte diess Gleichniss schon von einem Anderen gebraucht sein, etwa von Dr. Noack — mir ist es fast so, doch besinne ich mich nicht sicher — so trifft es wenigstens mit meiner eigenen Anschauung zusammen. Dr. Noack würde übrigens trotz seiner „Auferstehung I. Kant's aus dem Grabe“ schliesslich selbst nur zu denen gerechnet werden können, die auf seinem Grabe tanzen.

als sollte es auf irgend eine Person als solche gemünzt sein — die bekämpften Personen sind dem Verf. mit Ausnahme Apelt's sämmtlich im Leben unbekannt. Aber sie sind auch geschrieben

dem Irrthum und Unverstand zur Niederlage

und

der Wahrheit zur Ehre!

Mit Baco v. Verulam urtheilen wir:

In civilibus rebus esse modestiae locum, in contemplationibus veritati.

Und das Wort Gottes sagt:

Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.

Er.

König noch der Philosophen,
Waltend mit dem Herrscherstab,
Schaut vom Thron der Königsberger
Auf den Wirrwarr all herab.

Wie sie summen, wie sie schwärmen,
Da sie ihre Fäden ziehn:
Der hin nach dem Oriente,
Der da nach dem Occidente,
Nach dem Südpol, Nordpol hin.

Wie sie schüren, wie sie blasen —
Sehet da die Funken sprühn!
Wie es pocht und wie es hämmert,
Rothe Eisenstäbe glühn!

Wie sie graben, wie sie scharren
In den dunklen Erdenschooss;
Ach der Tiefen Tiefe strecket —
Streckt hinab sich grenzenlos.

Doch die kühnen Geister, würdig
In der Tiefen Grund zu schaun,
Fassen zu dem Grenzenlosen
Stets ein grenzenlos Vertraun.

Mit des Donners Feuerkeilen
Furchen sie der Nächte Grau,
Mit den unterirdschen Bälgen
Rütteln sie der Höhen Bau.

Aber Er von seiner Höhe,
Waltend mit dem Herrscherstab,
Schaut auf das cyklopsche Treiben
Sonder Graun und Bang herab:

„Kärrner, vorwärts! Karrt mir wacker
Auf dem Fusssteig meiner Schritte,
Karrt zur Heerstrass mir den Fusssteig,
Schafft dem Wandrer sichre Tritte!

„Seht mein Haus in seinen Mauern
Fest gegründet ohne Wanken,
Doch was mangelt, karrt zum Ausbau
Aus dem Steinbruch meiner Schranken.

„Gold und Silber lasst den Andern
Und des Zierraths trügrisch Blinken.
Mir ziemt steinernes Gesimse,
Folgt des Herrscherstabes Winken!

„Für den Augenblick geboren
Seh' ich täuschende Gebilde,
Doch der Nachwelt unverloren
Glänzt mein Preis auf meinem Schilde!“ —

König noch der Philosophen
Sitzt er fest auf seinem Thron,
Und zum Bauwerk lasst uns karren
Trotz cyklopschem Wahn und Hohn!

Bemerkungen:

„Kant und seine Ausleger.
Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun“.
Schiller.

Vergl. Kuno Fischer: Kant I Vorrede S. XIII.
— Was da gesagt ist zum Schimpf, das dürfen wir uns
cum grano salis rechnen zum Glimpf. —

„Die Phantasie, in ihrem höchsten Flug,
Sie strengt sich an und thut sich nie genug;

Doch fassen Geister, würdig, tief zu schauen,
Zum Gränzenlosen gränzenlos Vertrauen".

Göthe (Faust).

„Was glänzt ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren".

Göthe (Vorspiel zu Faust).

„In den Sätzen selbst und ihren Beweisgründen habe ich nichts zu ändern gefunden". „In dieser Unveränderlichkeit wird sich dieses System, wie ich hoffe, auch fernerhin behaupten". „Allein in der Darstellung ist noch viel zu thun".

Kant (Vorrede zur 2. Aufl. der Kritik d. reinen V.).

Aufforderung an den Leser: „diesen Fusssteig zur Heeresstrasse zu machen".

Kant (Schlusswort der Kritik d. reinen V.).

Inhalt.

Seite

Vorwort. III

Er. (Eine philosophische Vision) XIII

I. Berichtigung der Kategorientafel Kants

nebst Nachweis der qualitativen Urtheilformen und der wirklichen Grenze zwischen den Momenten der Qualität und Modalität.

Cap. 1. Verstand und Sinnlichkeit. Apriorische Anschauung . . 1
2. Erforschung und Auffindung der Kategorien 5
3. Bisherige Bestreitung der Kategorientafel 11
4. Das Moment der Qualität ist fehlerhaft 21
5. Die logischen Urtheilformen im Moment der Qualität . . 24
6. Missverständnisse. „Verneinendes“ und „unendliches“ Urtheil. Die Formel „Nicht — B.“ 35
7. Hegel'sche Ansichten 44
8. Aus Dr. Rumpel's Propädeutik. Non posse und posse non 48
9. Der Unterschied zwischen qualitativer und modalischer Bejahung und Verneinung bei Kant 53
10. Wiederholte Darlegung des Sachbestandes 53
11. Sprachliche Schwierigkeiten. Die Silben „los“ und „ent.“ Endlos und unendlich 61
12. Das Schädliche einer Verwechselung der qualitativen und modalischen Verneinung 64
13. Die wirklichen Kategorien der Qualität 67
14. Bedeutung für Mathematik und Naturforschung. — Schülerhafter und wirklicher Kantianismus 72
15. Die berichtigte Kategorientafel und Abschluss dieser Untersuchungen 73

Seite

II. Contrarietät und Contradiction.
(Widerstreit und Widerspruch).

Cap. 16. Qualitätsbegriffe nur conträr, nicht contradictorisch . . 77
17. Die Contradiction ist nur modalisch 85
18. Die Herbartische Schule. — Dr. Drobisch 91
19. Kant und die Friesische Schule haben das Richtige geahnt, aber nicht sicher aufgefunden 94
20. Aufzählung der logisch möglichen Fälle der Contradiction 100
21. Die Logik lehrt nur, was Contradiction ist, nicht was conträr ist. — Mittelbar und unmittelbar conträr. — „Contradictio in adjecto“ 103
22. Die falsche Logik bei Dr. Dühring 109
23. Die falsche Logik bei Dr. Hanne 113
24. Hegel über conträr und contradictorisch 119
25. Willkürliche Ausbeutung und missbräuchliche Anwendung des Wortes „Widersprüche“ und „Lösen der Widersprüche“ 122
26. Der Unterschied von conträr und contradictorisch bei Aristoteles 132

Schluss 148
Die Fabel unseres Stücks (Distichen) 156

I.

Berichtigung der Kategorientafel Kants

nebst

Nachweis der qualitativen Urtheilformen

und

der wirklichen Grenze zwischen den Momenten der Qualität und Modalität.

Die Philosophie wird nicht eher die alte Macht wieder erreichen, als bis sie Bestand gewinnt, und sie wird nicht eher zum Bestande gelangen, als bis sie auf dieselbe Weise wächst, wie die anderen Wissenschaften wachsen, bis sie sich stetig entwickelt, indem sie nicht in jedem Kopfe neu ansetzt und wieder absetzt, sondern geschichtlich die Probleme aufnimmt und weiterführt.

Adolf Trendelenburg.

Berichtigung der Kategorientafel Kants

nebst

Nachweis der qualitativen Urtheilformen

und

der wirklichen Grenze zwischen den Momenten
der Qualität und Modalität.

Adolf Trendelenburg.

1.

Verstand und Sinnlichkeit. Apriorische Anschauung.

Die beiden Mächte, durch deren Zusammenwirken wir Menschen Erfahrung von den uns umgebenden Dingen gewinnen, heissen Sinnlichkeit und Verstand.

Die Sinnlichkeit führt uns die Naturdinge vor, indem sie Empfindungen von ihnen in unserer Seele weckt; sie führt solche durch das Thor der fünf Sinne (bildlich geredet) in die Seele ein, vornehmlich durch den Gesichtssinn, der die übrigen beherrscht; desshalb bezeichnet man wohl auch schlechthin a parte potiori das Gebiet der Sinnlichkeit als das der „Anschauung."

Der Verstand aber ordnet und beherrscht das von der Sinnlichkeit Gebotene, indem er den Gehalt der Einzel-Anschauungen in Begriffe fixirt, die Begriffe zu Urtheilen, die Urtheile auch wohl zu Schlüssen zusammenstellt, aus Schlüssen und Urtheilen wiederum den Bereich seiner Begriffe erweitert. Die in Folge der erregten und vorgeführten Empfindungen und Anschauungen (also durch Synthesis a posteriori) gebildeten Begriffe und Urtheile des Verstandes heissen Erfahrungs-Begriffe und Urtheile.

Die Sinnlichkeit hat keine Gewalt über die Naturdinge; die Naturdinge nöthigen und bestimmen sie. Sie kann nicht befehlen: hier soll rothe Farbe sein und dort grüne; diess Blatt soll linealisch und jenes herzförmig sein; oder: alle und jede Färbung soll grün sein u. dergl.; nein, sie kann Farben und Gestalten nur so schauen und fühlen, wie sie ihr geboten werden. Aber zwei Anschauungen hat die Sinnlichkeit, die sie überall mit dictatorischer Gewalt in Anwendung bringt, ohne deren Verwendung sie durchaus keine Erfahrung zu Stande kommen lassen will, in die sie alle Vorstellungen der Seele, welche es auch seien, hineinpresst: das sind die Anschauungen des Raumes und der Zeit.

Der Verstand kann abstrahiren von Farbe, Beleuchtung, Ton, Geruch, Geschmack, Wärme, Härte, Glätte, Dichtigkeit und was man sonst nennen mag; aber von den drei Dimensionen des Raumes und der einen der Zeit kann er sich nicht frei machen, sowie er sich mit Gegenständen ausser ihm zu schaffen macht; und wo er sich mit sich selbst beschäftigt, bleibt wenigstens die Zeit-Dimension seine unzertrennliche Begleiterin. Es sind diese beiden Anschauungen des Raumes und der Zeit etwas sehr Störendes und Hinderliches für den Verstand, er schaffte oft bei seinem Nachdenken nur zu gern sie hinweg, aber er kann nicht, er ist an diese ihm ganz fremdartigen Mächte gebunden, er muss wider Willen sie respectiren, die Sinnlichkeit hat sie ihm ein für allemal aufoctroyirt.

Und ebenso geht es der Phantasie. Leichtbeschwingt fliegt sie über alle erfahrungsmässigen Anschauungen hinaus, sie erfindet neue Vorstellungen und Bilder, aber die Sinnlichkeit erlaubt ihr nicht, ihre Gestaltungen über Raum und Zeit hinauszurücken. Selbst die Bilder des Traumes bewegen sich im Raum und dauern in der Zeit. Lange Jahre der Traumzeit mögen in wenigen Augenblicken der Zeit, die der Wachende misst, verstreichen; aber Zeiten laufen ab dem Träumenden ebenso sicher, wie dem Wachenden.

In Bezug auf Raum und Zeit ist die Sinnlichkeit unabhängige Gebieterin, sie sind a priori ihr Eigenthum. Raum und Zeit sind

apriorische Anschauungen

oder **die beiden Formen der apriorischen Anschauung.** Das hat Immanuel Kant psychologisch nachgewiesen und apagogisch bewiesen und — missverstanden hat man seine Worte immer und immer wieder, auch andere Auffassungen von Raum und Zeit vorgetragen; aber seinen Nachweis beseitigt und die Unrichtigkeit seiner Beweise aufgedeckt hat bis zu dieser Stunde noch Niemand. Das ist die feste Ueberzeugung dessen, der diess schreibt, doch ist's nicht seine Absicht, in dieser Schrift darauf näher einzugehen.

Es gebührt dem Geschichtschreiber der neueren Philosophie Dr. Kuno Fischer das Lob, dass er sich bemüht hat, Kant's Lehre von Raum und Zeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber in einer aller literarischen Ueberlieferung widerstreitenden

Weise recurrirt derselbe, mit anderen Philosophen vereint, von den deutlicheren und Missverständnisse abwehrenden Ausführungen der 2. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“ auf die unvollkommene, später ganz ausdrücklich von Kant berichtigte Darstellung der 1. Auflage als auf Kant's wahre Meinung.

Dr. Trendelenburg dagegen in seinen „Logischen Untersuchungen“ benutzt die unvollkommene Darstellung der 1. Auflage von Kant's Hauptwerk, um von da aus, unbekümmert um die berichtigten Ausführungen der späteren Auflagen, Kant's transscendentale Aesthetik und mit ihr wo möglich sein ganzes System über den Haufen zu rennen. Während Kant in der 2. Aufl. die „objective Gültigkeit“ von Raum und Zeit ganz bestimmt behauptet hat, bleibt nach Trendelenburg's Darstellung als Hauptbeschuldigung auf ihm haften, dass er Raum und Zeit für „nur subjectiv“ erklärt habe (Log. Unters. 2. Aufl. I S. 160 ff. 234. 290. 327. 370. II S. 47. 484).

Nun wir unserestheils wissen recht gut, dass auch Kant's Lehre von Raum und Zeit in der 2. Aufl. noch nach einer Seite hin einer Berichtigung oder eigentlich weiteren philosophisch-kritischen Bearbeitung bedarf, aber in ihren festen Grundlagen ist sie ein monumentum aere perennius. Sie ist nicht Kant's einzige grosse Entdeckung, aber unter seinen grossen die eine. Weder Trendelenburg noch sonst ein Kämpe der Jetztzeit hat mit den üblichen Strohhalmhieben diess Erz von einander geschlagen. Auch wollen wir ruhig schlafen, unbesorgt darum, dass etwa heut noch oder morgen der grossen Recken einer diess Monumentum entzwei schlagen wird.

Aber **unerhört wohl in der Literar-Geschichte aller Zeiten dürfte die Behandlung sein, die man dem alten Kant angedeihen lässt,** indem man die in klarem Bewusstsein und ganz ausdrücklich von ihm selber berichtigte 2. Aufl. seiner Kritik ihm **quasi abspricht** und nur mit ihm auf Grund und Boden der 1. Aufl. verhandeln, d. h. entweder auf diesen Boden ihn festbannen (Kuno Fischer) oder auf diesem Boden ihn ohne Gnade erschlagen will (Trendelenburg). Dergleichen kann im 19. Jahrhundert geschehen! auf offenem Markt geschehen! ohne Furcht vor der Hand des Rächers geschehen! — — Dieses beispiellose Verfahren in Freund- wie Feindschaft macht eigentlich zunächst das Eintreten in ehrlichen Vertheidigungskampf für den Alten unmöglich.

Aber dabei bauen die Herren gar unbesorgt und ohne es mit der Kritik ihrer Phantasiestücke irgend genau zu nehmen, ihr mässig Kartenhaus. So baut sich Adolf Trendelenburg das seine mit dem „zwischen Denken und Sein vermittelnden“ Princip der „Bewegung,“ macht diesen aus apriorischer und aposteriorischer Anschauung gemischten Begriff sich zum philosophischen Zauberstab zurecht, hofft uns überzeugen zu können, dass die Bewegung ursprünglicher ist, als Raum und Zeit! — Kaum glaublich, aber so ist's, er hat's uns geschrieben.

O wie freut man sich, so oft man vom Studium der mässigen Kartenhäuser wieder zu dem Stein-Fundament aere perennius zurückkehren kann. Aber wie würden die Kartenhäuser in alle Winde fliegen, wenn der Meister dieses Fundaments plötzlich käme und riefe sein: Quos ego — —!

Wir wollen, da die Lehre von Raum und Zeit nicht eben den Gegenstand unserer folgenden Untersuchungen bilden soll, nur auf Eines noch hinweisen:

Kant nennt Raum und Zeit „reine Formen sinnlicher Anschauung,“ sagt, dass sie „a priori im Gemüth angetroffen werden,“ und erklärt: „Ich nenne alle Vorstellungen rein, in denen nichts, was zur Empfindung gehört, angetroffen wird.“ Diesen Sprachgebrauch können wir nicht beibehalten. Die Vorstellungen, die er rein nennt, nennen wir apriorisch, denn alles, was zur Empfindung gehört, macht sich uns a posteriori bemerklich. Bei Kant sind „rein“ und „aposteriorisch“ (oder „empirisch“) directe Gegensätze, „rein“ und „apriorisch“ zuletzt gleichbedeutende Begriffe*) — aber wozu dann der doppelte Ausdruck? Wir unterscheiden rein und apriorisch. Apriorisch nennen wir, was aller Einzel-Erfahrung vorausgeht; rein, was aller Anschauung (apriorischer wie aposteriorischer) vorausgeht. Was apriorisch ist, ist darum noch nicht rein. Die Sinnlichkeit hat nach dieser unserer Begriffsbestimmung gar nichts Reines,

---

*) Es ist uns ja nicht unbekannt, dass Kant selbst zu Anfang der Einleitung in die Kritik der reinen V. einen Versuch macht, „rein“ und „apriorisch“ zu unterscheiden. Diese Unterscheidung ist aber nicht stichhaltig; zwei Seiten weiter scheint Kant selbst sie bereits wieder vergessen zu haben, indem er den Satz, dass jede Veränderung ihre Ursache haben muss, jetzt für ein reines Urtheil a priori erklärt, während er eben erst die Behauptung aufgestellt, dieser Satz sei apriorisch, aber nicht rein.

kann nichts Reines haben, aber Apriorisches hat sie, wie uns Kant sicher nachgewiesen hat, nämlich die Anschauungen des Raumes und der Zeit. Für uns sind also „rein“ und „anschaulich“ directe Gegensätze. — Wir möchten uns der Hoffnung hingeben, dass durch diese unsere Begriffs-Scheidung die Darlegungen Kant's von einer Undeutlichkeit befreit werden, und dass somit ein Anlass zum Missverständniss, ein Stein des Anstosses, den Manche gefunden haben mögen, beseitigt sein dürfte. Raum und Zeit, statt selbst rein zu sein, verunreinigen vielmehr (sit venia verbo!) alle Vorstellungen.

2.

Erforschung und Auffindung der Kategorien.

Ist es ausgemacht, dass die Sinnlichkeit Formen apriorischer Anschauung hat, dann erhebt sich die Frage: sollte denn etwa auch der Verstand apriorische Formen haben, d. h. solche Begriffe (denn seine Formen sind Begriffe), die ihm nicht erst durch die Erfahrung beigebracht sind, sondern die er für sich vor aller Einzel-Erfahrung schon hat, und mit deren Hülfe er vielleicht erst Erfahrung macht? ja etwa gar solche apriorische Begriffe, die auch unabhängig sind von den apriorischen Formen der Sinnlichkeit, also — nach unserer Wortbestimmung — reine Begriffe?

Sobald der menschliche Verstand zu philosophiren begann, suchte er auch in dunkelem Drange bei sich selbst nach solchen Begriffen, wenn auch die Anforderungen „apriorisch“ und „rein“ keineswegs klar vor dem Bewusstsein standen, und sobald er nur eines einzigen meinte habhaft geworden zu sein, versuchte er wohl auf denselben ein ganzes Denkgerüste aufzubauen. In dieser Weise fand und gebrauchte schon in der philosophischen Morgendämmerung Thales den Begriff *ἀρχή*; Anaximander reihte ihm an den des *ἄπειρον*; die Pythagoräer fussten auf dem Begriff *ἀριθμός*; die Eleaten auf denen des *ἕν* und des *πᾶν*; die Atomistiker fanden ihre *ἄτομος*. Ja wenn wir auf das Zeugniss des Aristoteles uns verlassen dürfen, hatte ein Theil der Pythagoräischen Schule ausser dem Hauptbegriffe „Zahl“ schon eine

ganze Reihe von paarigen Begriffen als die zehn *ἀρχαί* aufgestellt:

1) Grenze und unbegrenzt (unendlich); 2) *περιττόν* und *ἄρτιον* (ungerade und gerade Zahl); 3) Eins und viel; 4) recht und link; 5) männlich und weiblich; 6) ruhend und bewegt; 7) gerade und gekrümmt; 8) Licht und Finsterniss; 9) *ἀγαθόν* und *κακόν*; 10) gleichseitiges und ungleichseitiges Rechteck.

Höchstens zwei von diesen (Nr. 3 und 9) würden sich als „rein" nachweisen lassen, wenn auch acht (alle bis auf die empirischen Begriffe Nr. 5 und 8) als apriorisch, Nr. 6 als wenigstens theilweis mit apriorischem Inhalt behauptet werden können. Nr. 9 ist, wie auch in anderen Sprachen, doppeldeutig; in einer Bedeutung (der moralischen) halten wir das Begriffspaar für apriorisch, aber nicht für rein; in einer anderen (gut = nützlich, zweckmässig) für rein, aber nicht für apriorisch.

Derjenige Philosoph, dem es gelang ein System aufzustellen zur Herrschaft fast zwei Jahrtausende hindurch, Aristoteles suchte gleichfalls mit Eifer nach solchen Grund-Begriffen des Verstandes und meinte folgende zehn zusammenstellen zu können:

1) Substanz (*οὐσία*), 2) Qualität, 3) Quantität, 4) Verhältniss (*πρός τι*), 5) Thun, 6) Leiden, 7) wann, 8) wo, 9) Lage, 10) Besitz oder Zustand (*ἔχειν*).

Diese zehn Begriffe, die er „Kategorien" nannte, hatte der grosse Stagirit aus der Mannichfaltigkeit der grammatischen Sprachformen extrahirt; er konnte den Unterschied noch nicht beachten, dass diese Sprachformen keineswegs blos dem reinen Verstande, vielmehr auch der apriorischen Anschauung dienen; es fehlte ihm der sichere Faden, der ihn durch das Labyrinth der grammatischen Formen zu den reinen Verstandesbegriffen hätte hindurchgeleiten können.

Immanuel Kant aber — dass wir sofort zu ihm überspringen — entdeckte diesen sicheren Faden in der vollständigen Zusammenstellung der logischen Formen der Urtheile, und konnte, wie er überzeugt war, mit Hülfe dieses Fadens die Kategorien ebensowohl richtig als vollständig ermitteln. Dabei haben wir nicht anzunehmen, dass der Königsberger erst die Tafel der logischen Urtheilformen hatte und noch gar keine Kategorie aufgefunden, und dass ihm die Kategorientafel erst mit Haut und Haar aus jener Tafel heraussprang. Nein, er hatte

gewiss schon einzelne Kategorien fest, ehe er daran ging, alle aus den Urtheilformen abzuleiten, aber diese blieben ihm dann die regelrechte Ableitungsquelle. Er fand apriorische Begriffe, die der analytischen Verstandesthätigkeit dienen, mit deren Hülfe das Denken die gemachten Erfahrungen zergliedert; diese, sah er, waren keine Kategorien, er schied sie unter dem Namen „Reflexionsbegriffe“ aus. Nur Begriffe, die der synthetischen Thätigkeit des Verstandes a priori dienen, mit deren Hülfe also immer neue Erfahrungen gemacht werden, konnten nach seiner Ueberzeugung Kategorien sein. Diese der Synthesis a priori dienenden Begriffe, auf welche die logischen Formen der Urtheile hinleiten, sind aber, wie wir nach unserer Unterscheidung hiermit es aussprechen, zugleich reine Verstandesbegriffe.

Man müsste, um diese Begriffe, die in Kant's Sinn Kategorien sind, sicher von allen anderen abzugrenzen, von ihnen folgende vollständige Beschreibung geben:

1) sie sind **synthetische** Begriffe,

d. h. sie dienen nicht der analytischen, sondern der synthetischen Thätigkeit des Verstandes. — Analytische Begriffe sind z. B. die Correlata Inneres und Aeusseres. Erst nachdem ich Erfahrung gemacht habe von irgend welchen Gegenständen oder Erscheinungen, kann ich an die Untersuchung gehen, was als ihr Inneres und was als ihr Aeusseres sich bestimmen lässt, und doch bietet die Erfahrung solche analytische Begriffe nicht erst, sie liegen vielmehr schon a priori dem Verstande vor. Es sind diess eben Reflexionsbegriffe. — Im Gegensatz zu ihnen sollen in den Kategorien die Erfahrungen selber, indem sie sich bilden, ausgeprägt werden.

2) sie sind **apriorische** Begriffe,

d. h. nicht erst selbst aus der Erfahrung gewonnen. — Alle unsere Erfahrungsbegriffe sind synthetisch, aber zugleich aposteriorisch, d. h. sie sind erst aus der Erfahrung gewonnen, dienen aber dann, sobald sie gewonnen sind, dazu, neue Erfahrungen zu machen. — Die Kategorien dagegen sollen nicht aus der Erfahrung stammen, vor ihr und unabhängig von ihr schon im Verstande da sein, und so grundlegend der Synthesis der Erfahrungen dienen.

3) sie sind **reine Verstandesbegriffe,**

nicht etwa apriorische Anschauungsbegriffe. — Der Verstand bildet zwar alle Begriffe, aber es fragt sich, ob das begriffliche

Material sein eigen ist oder von der Sinnlichkeit entlehnt, wenn auch vielleicht nur von dem apriorischen Gebiete derselben. Begriffe wie: Lage, Richtung, endlich, unendlich, gerade, ungerade, krumm, recht, link; ferner alle mathematischen Figurbegriffe wie: Quadrat, Rechteck u. s. w.; die Begriffe des Wann und des Wo selbst — alle diese sind apriorisch, aber apriorische Anschauungsbegriffe. Licht und Finsterniss dagegen, männlich und weiblich sind aposteriorische Anschauungs- und Erfahrungs-Begriffe. Die gemischten Begriffe „Ruhe“ und „Bewegung“ sind auch Anschauungs-Begriffe; sie sind aus apriorischer und aposteriorischer Anschauung zusammengesetzt. Darum sind sie auch nie leer, wie die Kategorien zunächst leer sind; sie sind immer gefüllt mit anschaulichem Gehalt. Es gibt sonach auch Raum- und Zeit-Begriffe (zu den letzteren gehören z. B. auch schnell und langsam), aber Raum und Zeit an sich sind nicht Begriffe, sondern nur apriorische Formen der Anschauung. — Reine Verstandesbegriffe müssen auch von diesen Formen unabhängig sein.

In richtiger Erkenntniss dieser Anforderungen entfernte Kant aus der Aristotelischen Tafel die apriorischen Anschauungsbegriffe: wann, wo, Lage, und beseitigte als gleichfalls nicht hierher gehörig die Begriffe: Thun, Leiden, Besitzen. Weiter fand er, dass die drei Aristotelischen Kategorien Quantität, Qualität und Relation (Verhältniss) in Wirklichkeit nicht selbst schon Kategorien, sondern nur Classenbegriffe für Kategorien sind; brachte den bei Aristoteles unklaren und schwankenden Begriff der Relation zu einer bestimmten und festen Stellung; und entdeckte als vierten solchen Classenbegriff noch die „Modalität.“ Vier solcher Classenbegriffe müssen sein, weil es vier Classen logischer Urtheilformen gibt, denn es stellt im Urtheil 1) das Subject sich in einer Form des quantum dar, 2) das Prädicat in einer des quale, 3) zwischen Subject und Prädicat besteht ein bestimmtes durch Copula oder Verhältnisswort ausgeprägtes Verhältniss (Relation) und 4) die Copula kann verschiedene Modi haben. Kant nannte die vier Classenbegriffe „Momente“ und wies in jedem Moment entsprechend drei unterschiedlichen Urtheilformen drei Kategorien nach (drei, wenn man die paarigen Begriffe immer nur unter einer Nummer aufführt), im Ganzen also 12 Kategorien oder reine der Synthesis dienende Verstandesbegriffe a priori.

Diess ist die Kantische Aufzählung oder Tafel der Kategorien:

I. Kategorien der Quantität:
Einheit.
Vielheit.
Allheit.

II. der Qualität:
Realität,
Negation,
Limitation.

III. der Relation:
1) Kat. der Inhärenz und Subsistenz (substantia et accidens)
2) der Causalität und Dependenz (Ursache und Wirkung)
3) der Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden).

IV. der Modalität:
Möglichkeit — Unmöglichkeit
Dasein — Nichtsein
Nothwendigkeit — Zufälligkeit.

Die erste Aristotelische Kategorie kehrt also hier im dritten Moment unter Nr. 1 wieder, sie ist unter den vom Stagiriten aufgestellten Begriffen die einzige wirkliche Kategorie, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, dass die *οὐσία* des Aristoteles, wenn sie auch unserm Begriffe Substanz oder Wesen nahe kam, doch mit demselben sich noch nicht völlig deckte; der Begriff bei A. war noch nicht recht abgeklärt und abgegrenzt, kann auch überhaupt nur in vollständiger und richtiger Kategorientafel recht abgegrenzt werden. Dazu dass Kant diesen Begriff richtig erkannte, dienten ihm wohl besonders noch die Untersuchungen von Locke; dazu, dass er den Begriff der Ursache auffand, verhalf ihn wohl besonders Hume. Er hatte jenen beiden Begriffen mit ihren von selbst sich anreihenden Correlaten Eigenschaft und Wirkung im dritten Momente nur noch die Kategorie Gemeinschaft oder Wechselwirkung hinzuzusetzen, und zur Auffindung dieser mögen ihm besonders seine astronomischen und überhaupt naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Forschungen verholfen haben.

Die Kategorien im ersten Moment (Quantität) brauchte er nur von den Schulen der Eleaten und Pythagoräer herüberzunehmen.

Bei Bestimmung der im zweiten Moment (Qualität) scheint er besonders auf seinen ehemaligen, später von ihm verlassenen

Meister, auf Leibniz zurückgegangen zu sein, agirte doch dieser besonders mit „Realitäten“ und mit dem Unterschied von Bejahung und Verneinung der Realitäten, ja hatte es mit seinem Denken bis zu einem „All der Realitäten“ gebracht, welches der Idee Gottes entsprechen sollte.

Auch für das vierte Moment scheint Leibniz ihm besonders hülfreich vorgearbeitet und zur Seite gestanden zu haben, meinte jener berühmte Philosoph doch in dem einen der von ihm aufgestellten beiden obersten Grundsätze (dem des Widerspruchs) das Princip der Möglichkeit, und in dem anderen (dem des zureichenden Grundes) das der Wirklichkeit nachgewiesen zu haben. Waren aber Möglichkeit und Wirklichkeit als Kategorien erkannt, so reihte sich ganz von selbst an sie „Nothwendigkeit“ an als die dritte im Bunde; die Zusammengehörigkeit der drei Nummern tritt nämlich kaum in einem andern Momente sofort für jeden Hörer so schlagend hervor, wie in dem der Modalität; auch stand sie bereits den scholastischen Aristotelikern fest.

Diese an sich unsichere, aber doch theilweis fördernde und ermuthigende Beihülfe aus den Aufstellungen früherer Philosophen begleitete den am Leitfaden der logischen Urtheilformen vorwärts schreitenden und mit ihnen seine Untersuchungen abgrenzenden Forscher.

So war denn die Kantische Entdeckung der Kategorien fertig; denn — wir behaupten — nicht Erfindung, sondern Entdeckung ist's. Es sind Begriffe mit synthetischer Kraft, aber nicht durch ein Kunststück der Synthesis hat Kant sie zusammengebracht, sondern auf entschieden analytischem Wege, durch Zergliederung der verschiedenen beim Fällen der Urtheile hervortretenden Momente; es sind apriorische Begriffe, aber sie wurden gefunden a posteriori auf dem Wege logischer Erfahrung, gleichwie man die chemischen Elemente auf dem Wege erfahrungsmässiger Zersetzung der Naturstoffe gefunden hat. Kant hat diese Begriffe in demselben Sinne entdeckt, in welchem Cook gewisse Inseln im Weltmeer entdeckt hat. Wer den Unterschied der Erfahrungsbegriffe Erfindung und Entdeckung kennt, dem ist damit genug gesagt, um alle unrichtigen Vorstellungen fern zu halten. Wohl waren schon Denkschiffer vor Kant an einzelnen der Kategorien-Inseln angelandet, aber ohne nachher Rechenschaft geben zu können, was für Land im Meer

und unter welchen Länge- und Breite-Graden sie es gefunden. Kant hat diese Rechenschaft gegeben.

Anm. 1. Alle empirischen Begriffe sind, wie oben bemerkt, synthetisch a posteriori, und ebenso beruht auch alles Fällen bestimmter, einzelner Erfahrungs-Urtheile auf einer Synthesis a posteriori (kann nicht analytisch sein); aber das Auffinden und Nachweisen bereits gegebener Begriffe (zum Unterschied vom Erzeugen neuer) muss stattfinden auf dem Wege einer Analysis a posteriori.

Anm. 2. Wir haben oben behauptet, dass die apriorische Anschauung mit ihren Formen Raum und Zeit alle Vorstellungen der Seele verunreinigt, und doch behaupten wir jetzt, dass es reine Verstandesbegriffe gibt. Sind das nicht widerstreitende Behauptungen, deren eine die andere aufhebt? – Wir antworten: Wo die reinen synthetischen Verstandesbegriffe a priori irgendwie sich mit Inhalt füllen, sich zu Vorstellungen bestimmter Gegenstände gestalten, verlieren sie ihre Reinheit, theilen das Loos mit allen andern Vorstellungen; aber als blose, d. h. leere Begriffe finden wir sie von der Berührung mit apriorischer Anschauung noch frei im Verstande vor. Und ebenso ist es mit den analytischen Begriffen, die Kant Reflexionsbegriffe nannte. Die Sprache mag vielleicht schon, um solchen Begriffen einen deutlichen Ausdruck zu geben, ein Bild der Raum- oder Zeitform entlehnen, aber der Gehalt des Begriffes selbst hat nichts von dieser Form an sich. — So gibt es auch eine grosse Menge Erfahrungs-Begriffe, die aus aposteriorischer Anschauung stammen, also darum keineswegs rein sein können, aber doch an sich von apriorischer Anschauung rein sind; sobald aber eine bestimmte Anwendung von ihnen gemacht wird, bemächtigt sich ihrer auch sofort die Raum- und Zeit-Anschauung oder doch eine von diesen beiden Formen. So ist es z. B. mit den Farbenbegriffen. Grün ist als Begriff von apriorischer Anschauung frei, sobald ich mir aber etwas Grünes vorstelle, und wenn es nur wäre einen grünen Strich, einen grünen Punkt (der natürlich nicht Punkt im mathematischen Sinne sein kann), so ist die Vorstellung auch der apriorischen Anschauung verfallen.

3.

Bisherige Bestreitung der Kategorientafel.

Es ist nun allerdings weder von Kant selbst noch von einem seiner treuen Nachfolger ein Beweis dafür erbracht worden, dass wirklich nur diese vier Momente der Kategorien da sind, ja dass überhaupt nur sie sein können; aber es ist auch weder von einem Anhänger noch von einem Gegner ein fünftes Moment bis jetzt nachgewiesen oder auch nur als möglich und wahr-

scheinlich vorhanden mit Gründen behauptet worden. Und auch gegen die einzelnen Nummern der Kategorientafel ist nichts Stichhaltiges vorgebracht worden, ja wir meinen nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten: Es hat gar kein späterer Philosoph auch nur in vollem Ernste den Versuch gemacht, einzelne Nummern anzugreifen und zu streichen, wie es doch eines ehrlichen und geschickten Gegners Aufgabe sein würde. Wenn nämlich eine Düppel-Macht zwölf Schanzen aufgeworfen hat, so ist es Sache des Angreifers, eine Schanze nach der andern in ernstlichem Kampfe zu stürmen, und sollten immer je drei Schanzen (d. h. hier Kategorien) unter einander in besonderer Verbindung stehen, so dass vielleicht mit einer von den dreien auch die beiden andren fallen, so gilt es wenigstens den thatsächlichen Beweis zu liefern, dass dem also ist, und gilt es sicher, die eine von den dreien mannhaft zu stürmen. Aber nichts Ernstliches der Art ist geschehen, während doch nachgerade die Herren Philosophen von Fach Musse genug dazu gehabt hätten.

Einen blossen Anlauf, einzelne Begriffe der Kategorientafel zu beseitigen, hat z. B. Prof. Trendelenburg (Log. Unters. I S. 326) zu machen versucht. „In der Kürze," wie er sich selbst ausdrückt, stellt er die Behauptung auf: „Wir ergreifen die Einzelheit in der Quantität, die Realität unter der Qualität, das Dasein in der Modalität gerade in jedem Gegenstande der Anschauung." Diese drei Begriffe gelten ihm nicht als reine, a priori synthetische, sondern als „von der Wahrnehmung der Erfahrung gegeben." Weiter begründet hat er diese Behauptung nicht.

Auf den im Moment der Qualität aufgeführten Begriff „Realität" haben wir, wie das Folgende zeigen wird, keine Veranlassung einzugehen. Wir hätten es dem Verf. der Log. Unters. gegenüber nur mit den beiden: Einzelheit, und Dasein zu thun.

Statt Dasein sagen wir allerdings lieber Vorhandensein, denn das „da" enthält einen Beischmack von Anschauung des Ortes, den Kant gewiss selbst, wenn man ihn darauf hinweisen könnte, würde vermeiden wollen. Das Vorhandensein aber ergreifen wir keineswegs in jedem Gegenstande der Anschauung; dieser Begriff selbst vielmehr bemächtigt sich angeschauter Gegenstände, aber nicht aller. Wir schauen im Traum auch Gegenstände an, aber unser Begriff Vorhandensein (Existenz, Wirk-

lichkeit) ergreift diese Traumgegenstände nicht, sondern weist sie von sich, sobald wir erwacht sind. Wenn wir das Vorhandensein erst in jedem Gegenstand der Anschauung ergreifen müssten, wäre es z. B. nicht möglich, das Vorhandensein von Atomen zu behaupten, denn solche sind ja nicht Gegenstände der Anschauung.

Zwar ist die Kategorie „Vorhandensein, Wirklichkeit“ in absoluten Köpfen vielfach genöthigt worden, allerlei Blendwerk zu ergreifen: hier das „Nicht — Ich“ und dort gar das „Nichts“; hier die „totale Indifferenz des Subjectiven und Objectiven“ und dort den metaphysischen Unterschied des „Or“ und des „Ur“ — und was dergleichen abenteuerliche Phantome mehr sind; zwar wird sie in den Köpfen der Irren genöthigt, allerlei Wahn zu umspannen; aber gerade darin zeigt es sich wieder auf der andern Seite, dass sie von der Wahrnehmung der Erfahrung nicht gegeben sein kann; sie ist's vielmehr erst, die eine Unterscheidung zwischen bloser Wahrnehmung und „wirklicher“ Erfahrung zu Stande bringt, wenn sie recht benutzt wird.

Aber Trendelenburg selbst führt das „Wirkliche“ als modale Kategorie auf! Auch wir halten es für passend, der Kategorie in dem Wort „wirklich“ Fleisch und Blut zu geben, aber wir wissen auch, dass wirklich und vorhanden gleichbedeutend sind. Wird gegen das Wörtlein „da“ Einspruch gethan, so müssen wir, wie oben bemerkt, beistimmen; ausserdem aber zerrinnt der Einwurf in nichts.

Doch weiter die „Einzelheit“! — Die Einzelheit? die kommt in der Kantischen Kategorientafel gar nicht vor. Die Einheit ist als reiner Begriff dort aufgeführt, aber nicht die Einzelheit, denn dieser letztere Begriff ist nicht mehr rein, er ist die Einheit, deren die Raumesanschauung bereits sich bemächtigt hat.

In der Tafel der logischen Urtheilformen ist allerdings von Kant die Form des einzelnen (singulären) Urtheils aufgeführt, und mit Recht. Ehe das Denken solch ein einzelnes Urtheil fällen kann, muss erst die Anschauung das betreffende Object vereinzelt, aus der Menge der Dinge herausgenommen und gewissermassen auf einen auschaulichen Isolirschemel gestellt haben; gerade so wie die Anschauung auch erst eine Anzahl Dinge besondern muss, aussondern als zusammengehörig, ehe das besondere (particuläre) Urtheil vom Verstand gefällt wer-

den kann. Singuläres und particuläres, einzelnes und besonderes Urtheil sind also die Namen für quantitative Urtheilformen; aber die reinen synthetischen Begriffe, die in ihnen hervortreten, sind nicht: Einzelheit und Besonderheit, sondern: Einheit und Mehrheit (oder Vielheit). — Die dritte quantitative Urtheilform heisst die allgemeine, weil sie ihre Gegenstände unter einen allen gemeinsamen Begriff stellt; aber die in ihr hervortretende Kategorie ist nicht: das Allgemeine, sondern: Allheit. Die Absoluten haben auch aus dem „Allgemeinen“ eine Kategorie zu machen gesucht, und auch Trendelenburg führt diesen Begriff unter seinen modalen Kategorien auf; es ist aber kein reiner, sondern ein schon mit Anschauung gemischter Begriff.

Doch um zur „Einheit“ zurückzukehren: Wenn ich einem kleinen Kinde eine Kette zeige, ohne dass dasselbe eine Vorstellung davon hat, dass und wie die Ringe in einander gefügt worden sind, so vereinzelt es sich mit Hülfe der apriorischen Anschauung die Ringe und nimmt sie in der Vorstellung auseinander, sagt wohl: das ist einer und das wieder einer u. s. w., trotzdem dass die räumliche Anschauung die Kette als continuum, und die aposteriorische sie als unzerreissbar zeigt. Wodurch gelingt dem Kinde das? Nur durch den reinen Begriff der Einheit, den es hat, den es nicht erst durch Lernen zu gewinnen braucht. — Wenn die Einheit nicht als reiner Begriff unserem Denken beiwohnte, würden wir gar nicht die zusammenhängenden Gelenke des Knochengerüstes und Aehnliches in Gedanken vereinzeln und von einander halten können.

Wer überhaupt etwas von apriorischer Anschauung weiss, wird einsehen, dass die „Einheit“ ein apriorischer Begriff ist, der dieser Anschauung dient. Aber sie ist nicht bloss aprioriisch und synthetisch, sie ist auch rein. Wäre sie das nicht, wäre sie nur apriorisch und also nur mathematisch, so würden wir gar nicht mit ihr zugleich das Grösste und das Kleinste umspannen können: das ist ein Pferd, ein Elephant, ein Baum, ein Sandkorn, ein Stäubchen, eine Mücke u. s. w.; denn was unter denselben mathematischen Begriff kommen soll, muss gleich sein oder doch in Proportion stehen. Man kann bekanntlich mathematisch nur Gleiches zu Gleichem addiren, nicht Ungleiches; aber Einheiten kann man ganz beliebig annehmen, neben einander stellen und behaupten. Ja, wenn die Einheit nicht Kategorie wäre, würden wir für viele Dinge nie den Anfang des

Zählens machen können. Die meisten Gegenstände treten uns zunächst in Vielheit vor das Auge (wiewohl wir auch nur durch die Kategorie „Vielheit“ sie so aufzufassen im Stande sind; ein mathematischer Begriff ist nicht die unbestimmte Vielheit, sondern nur eine bestimmte Zahl); aus der Vielheit lösen wir erst die Einheiten heraus. Mit Hülfe der Einheit als Kategorie sind wir auch im Stande, ganz bestimmte Masse uns zurecht zu machen. Messen können wir nur, wenn eine Einheit da ist, diese aber setzen wir ganz beliebig. „Mass (Messbarkeit)“ erscheint bei Trendelenburg selbst als Kategorie, wiewohl es sicher kein Stammbegriff ist; aber „Einheit“ will er streichen? Hier liegt eine Art Hysteronproteron vor, denn Mass ist nichts ohne Voraussetzung der Einheit, aber Einheit braucht nicht Mass zu sein.

Die apriorische Anschauung tritt erst selbstständig auf, wo es sich um Zahlen handelt, die Einheit aber ist, wie die Mathematiker wohl stets eingeräumt haben, nicht selbst schon Zahl, sondern nur Princip, Grundlage, Voraussetzung für die Zahlen. Aristoteles sagt Met. V, 15, 8: *τὸ δ'ἓν τοῦ ἀριθμοῦ ἀρχὴ καὶ μέτρον*, und X, 1, 15: *πρῶτον μέτρον τοῦ ποσοῦ*. Er unterscheidet X, 1, 7 vier Arten des *ἕν*, und setzt dann auseinander, dass jedoch das, was in diesen Arten *ἕν* genannt wird, noch nicht identisch sei mit *τὸ ἑνὶ εἶναι*. Was dem Stagiriten bei diesen noch nicht recht abgeklärten Ausführungen vorschwebt, ist nichts anderes als diess: die Einheit ist nicht Begriff oder Anschauung a posteriori, auch nicht zunächst Anschauung a priori (wiewohl sie mit solcher sich vereinigen kann), sondern: ein reiner synthetischer Begriff a priori. Die Einzelheit (*τὸ καθ' ἕκαστον*) ist nach Aristoteles nur eine der vier Arten, in die das *ἕν* sich ausprägt, nicht aber die Einheit selber.

Bekanntlich aber stellt Aristoteles die Begriffe: *τὸ ἓν καὶ τὸ ὄν* (Einheit und Vorhandensein) als gewissermassen gleichartig neben einander, und schlägt so zugleich auch Trendelenburgs Einwand gegen die modalische Kategorie.

Wir denken, dass wir damit der Trendelenburg'schen „Kürze“ gegenüber lang genug gewesen sind. Andere Angriffe aber sind nicht ernstlicher, wie dieser.

Nur gegen die Tafel der logischen Urtheilformen, und insonderheit gegen die dritte der Formen im Moment der Qualität hat man von gewissen Seiten her eine Art Sturm versucht, sich aber dann vornehm unter der Behauptung, dass die Erstürmung

gar nicht noththue, in seine eigenen vermeintlichen Blockhäuser zurückgezogen. Man behauptete etwa: Eine derartige Aufstellung sei ohne grossen Werth, weil ja meist an demselben Urtheil aus jedem der vier Momente eine Form nachgewiesen werden könne, und weil also gar nicht jeder einzelne Titel dazu diene, eine bestimmte Anzahl von Urtheilen zu charakterisiren und von allen übrigen zu scheiden. —

Wie aber, wenn die Natur der Dinge (so zu reden) es nun einmal mit sich bringt, dass jedes Urtheil von vier verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden muss! Wer kann das ändern? Und das ist's ja doch, was das Kantische System behauptet und — nachweist. Der Verstand, wenn er sich selbst betrachten will, kann sich nicht anders machen, als er ist, muss sich so nehmen, wie er sich findet, gleichwie er alle Dinge der Natur so nehmen muss, wie sie nun einmal sind. Das System der Weltkörper mit seiner Gravitations-Kraft ist wahrhaftig überaus complicirt, und doch kann der Verstand an demselben nichts ändern. Die Dinge nicht so zu nehmen, wie sie sind, sondern nach Belieben sie sich zurecht zu machen, das ist allerdings in alter und neuer Zeit nur zu oft die Weise der Philosophen gewesen, wer aber wagt es noch, mit offenem Wort diese Weise für die rechte zu erklären? — Und weiter sagen wir noch in Beziehung auf die Vertheidigungskraft des von Manchen für „unsystematisch" erklärten Systems: Müssen nicht zwölf Schanzen um so uneinnehmbarer sein, wenn sie nicht, überall durch dieselben Zwischenräume von einander getrennt, in langer Linie neben einander liegen, sondern vier Ringe einer Kette bilden, so dass sie den Feind von allen Seiten in mehrfaches Kreuzfeuer nehmen?

Angriffe gegen die Kategorientafel als Ganzes (wie z. B. auch der nachher zu erwähnende von Dr. Kuno Fischer) suchten immer kurzen Prozess zu machen und sind wahrhaftig dem so umsichtigen, wohlbedachten Forscherernst des Kantischen Ingeniums nie gewachsen gewesen. Gegen die auslaufenden Spitzen des Kantischen Systems hat man gar manches Treffende vorgebracht — das zu leugnen kommt uns nicht in den Sinn —, über die Grundlage (vier Momente, Kategorien-Tafel) hat man wohl mitleidig-vornehm die Achseln gezuckt, aber beseitigt hat man sie nicht. Abgeschrieben hat man die Kategorientafel immer wieder — dergleichen Tafeln schreiben sich prächtig ab;

wenn nur andere Philosophen es den Abschreibern auch so leicht gemacht hätten! —; aber über ihren Inhalt und über ihre Entstehung ernstlich nachgedacht von Seiten der Gegner kaum je. Wenn der weiland Schulrath Dr. Karl Schmidt zu Gotha daran ging eine Anthropologie zu schreiben, konnte er es nicht unterlassen, die Kategorientafel Kant's kühnlich auszuschreiben sammt den andern Tafeln; und wenn Professor Dr. Hanne die „Idee der absoluten Persönlichkeit" abhandeln will, kann er solch ein Abschreiben auch nicht umgehen. Aber die Mühe, das Kantische Werk ernstlich zu prüfen, hat sich der Herren keiner genommen.

Dr. Hanne berichtet als eine Behauptung Kant's, dass ebensoviel Kategorien sein müssen, als Functionen in seiner Tafel der logischen Urtheilformen sind, und fährt dann fort (Idee der abs. Persönlichkeit 2. Aufl. II S. 145): „Diese letztere Behauptung hat Kant indessen durchaus nicht bewiesen, und in der That finden sich noch bei weitem mehrere Arten der Urtheilsfunctionen, als die angegebenen, abgesehen davon, dass das Gebiet der Kategorien sich überhaupt nicht auf die Sphäre des logischen Urtheilens beschränken lässt, und dass gar nicht abzusehen ist, warum die Grundanschauungen von Raum, Zeit, Bewegung u. s. w. von ihnen getrennt werden sollen."

Wenn doch der Herr Professor von Greifswald die Güte gehabt hätte, uns „die mehreren Arten von Urtheilsfunctionen," die Kant übersehen, er selbst aber entdeckt hat, namhaft zu machen, oder wenn er sie doch jetzt noch uns namhaft machen wollte, aber auch ihre Zahl genau angeben und nicht etwa uns in die blauen Nebel des „u. s. w." hinausschleudern. Wie sonderbar, solche Entdeckungen nur anzudeuten, aber nicht damit herauszurücken! Wenn aber Dr. Hanne nicht absehen kann, warum „die Grundanschauungen von Raum, Zeit, Bewegung u. s. w." von den Kategorien, d. h. von den Begriffen des reinen Verstandes getrennt werden sollen, so weiss man wirklich nicht, worauf man diese Unmöglichkeit zurückführen soll. Hat er wirklich die „transscendentale Aesthetik" (das Klarste, was Kant wohl überhaupt geschrieben; „Kants glänzendste That" nach Kuno Fischer) nicht gelesen, oder hat er den Unterschied von Sinnlichkeit und Verstand noch nicht begriffen? hat er den nicht begriffen und kann ihn nicht begreifen, dann ist ihm überhaupt nicht zu rathen noch zu helfen. Am seltsamsten aber

nehmen sich in seinen Ausführungen die üblichen „u. s. w.“ aus, auf die bereits von andrer Seite mit der entsprechenden Verwunderung hingewiesen worden ist. Kant hat trotz seiner sorgfältigen Darlegungen für den Greifswalder Professor nichts bewiesen, dieser aber hat sich der Mühe eines Beweises, resp. Nachweises seiner Entdeckungen von vorn herein überhoben geglaubt.

Und was sagt Dr. Kuno Fischer, der gewandte philosophische Geschichtschreiber, der sich um das Andenken Kants so grosse, freilich nach gewissen Seiten hin auch sehr bedenkliche Verdienste erworben hat? Er sagt (I. Kant I S. 332) von der Kategorientafel: „Man muss sich hüten, ein zu grosses Gewicht auf die hier zur Schau gestellten Symmetrien zu legen.“ Er findet „spielende Architektonik“ und vermisst die „Form des Systems.“ Er nennt die Kategorien „Aussenwerk,“ daran sich die Kantianer „schülerhaft“ gehalten haben. Und weiter vereinfacht er selbst leichten Kaufes die Tafel; er will zuerst nur das Moment der Relation behalten (wie nach seiner Meinung schon die Friesische Schule gethan) und dann weiter in diesem Moment sich mit der Kategorie Ursache und Wirkung als der einzigen begnügen.

Wir aber sagen: Wenn die Kantianer sich nur fein und recht schülerhaft an das Aussenwerk der Kategorien gehalten hätten, statt auf das Innenwerk „kategorischer Imperativ“ ihre Babylonischen Thürme zu bauen, dann wäre der Kantische Strom nicht so bald in den Sand verlaufen. Der Friesischen Schule aber ist es nicht beigekommen, die reinen Begriffe in den anderen Momenten von denen der Relation „abzuleiten“; sie hat nur die Bedeutung jedes Momentes scharf in das Auge gefasst und so gefunden, dass das Moment der Quantität metaphysische Begriffe zur Anwendung auf das Gebiet der Mathematik, das der Qualität solche zur Anwendung auf das Gebiet der Sinnesanschauung, das der Modalität andre zur Anwendung auf den Bereich der Logik enthält — also diese drei Momente sämmtlich Begriffe, die metaphysisch auf nicht-metaphysische Gebiete angewandt werden — dass dagegen im Moment der Relation sich die grundlegenden Begriffe der über jene Gebiete hinausschreitenden, wiewohl immer noch immanent bleibenden Metaphysik ergeben, möcht' ich sagen (buchstäblich ist es nicht zu nehmen): die grundlegenden Begriffe der auch noch bei An-

wendung auf bestimmte Gegenstände rein bleibenden Metaphysik. — Man kann mathematische Begriffe anwenden auf die Bewegung der Himmelskörper wie auf die Feldmark eines Dorfes, und doch bleibt nebenbei noch die reine Mathematik stehen. (Hier wird das Wort „rein“ im Gegensatz zu „angewandt“ nach hergebrachter Terminologie in etwas anderem Sinn gebraucht, als wir es oben philosophisch im Gegensatz zu „anschaulich“ festgestellt haben.) So hat nun die Metaphysik nicht als selbst schon angewandte Wissenschaft, aber zum Behuf ihrer Anwendung auf verschiedene fremde Bereiche (unter denen aber das der Logik ihr immer noch das nächste ist) feststehende besondre Grundbegriffe, daneben aber noch solche, die sie blos für sich selbst braucht (die der Relation). Aber jedes Moment mit seinen Kategorien springt gleich selbständig aus dem denkenden Verstande a priori hervor. Dass im dritten Moment die Kategorie Ursache und Wirkung von ganz besonderer Bedeutung ist und eine Art Herrschaft über die beiden anderen ausübt, ist uns allerdings auch gewiss, aber darum hören die beiden anderen nicht auf, auch Kategorien zu sein.

Wenn uns doch Dr. Fischer den Leitfaden aufweisen wollte, kraft dessen man die Kategorien der drei Momente von denen der Relation ableitet, sei's nun, dass er diesen Faden in den Schriften der Friesischen Schule auffinden oder als eigene Entdeckung bieten kann. Was will er damit, wenn er uns warnt auf die Symmetrien der Tafel „zu grosses Gewicht“ zu legen? Die Tafel steht oder fällt mit den Symmetrien und umgekehrt. Was von den Symmetrien, gilt von der Tafel selbst. Die Tafel hat nun entweder gar kein Gewicht — und es gälte dann nur sie zu wiegen und ihren absoluten Mangel an Gewicht nachzuweisen, zu zeigen, dass und warum sie keine Entdeckung, sondern eine müssige und thörichte Erfindung ist; oder aber sie hat Gewicht und dann auch ein ungeheueres, ein gewaltiges Gewicht, das alle philosophischen Erfindungen alter und neuer Zeit und alle ihr widerstreitenden vermeintlichen Entdeckungen hoch in die Luft schnellt. Aber „zu grosses Gewicht“ und im Gegensatz dazu ein wenig Gewicht — was das bedeuten soll in diesem Falle, das verstehen wir nicht.

Und wie seltsam: die Form des Systems wird vermisst, dagegen die Schaustellung von Symmetrien und die in ihnen sich darstellende Architektonik verdächtigt! Wie passt das zu-

sammen? Wir meinen doch die Form eines Systems pflegte in Symmetrien sich auszuprägen. Aber das ist offenbar der Stein des Anstosses: Die Symmetrien sind gefundene, entdeckte, die architektonische Kunst gehört nicht dem Künstler, sondern der Natur zu; das vermisste System aber müsste ein gemachtes, ein herausgekünsteltes sein, keine geographische Karte, sondern ein Phantasiestück, um den Kritiker zu befriedigen. Gott aber helfe unserer deutschen Wissenschaft, dass sie endlich los werde die Künstler-Architektonik und den Fluch der gemachten Systeme, von denen eines das andere über den Haufen rennt und in die Rumpelkammer hinabstürzt!

Was Symmetrien überhaupt anlangt, so meinen wir auf die Gegenstände der äusseren Natur verweisen zu können. 5 Finger an jeder Hand und 5 Zehen an jedem Fuss hat der Mensch, und so geht es weiter symmetrisch durch die ganze Thierwelt. Eine Pflanze mit 5 Blumenkron-Blättern oder Theilen oder Zähnen pflegt auch 5 oder 10 Kelch-Zähne resp. Theile, auch 5 oder 10 Staubgefässe zu haben. Ist das auch „spielende Architektonik“? — Warum soll nicht auch der menschliche Verstand, ähnlich den Gegenständen der uns umgebenden Natur, symmetrisch angelegt sein? — Einem Naturkundigen wird man durch solche Worte wie „spielende Architektonik“ die Tafel Kants nicht verdächtigen können. Wirkliche Beweise für seine Behauptungen ist der philosophische Geschichtschreiber auch schuldig geblieben.

Wer sich von der Festigkeit der Kantischen Kategorientafel im Ganzen und Grossen, von dər Majestät und Eleganz ihrer Aufstellung überzeugen will, braucht nur das zu vergleichen, was A. Trendelenburg in seinen „Logischen Untersuchungen“ an Kategorien zu Tage gefördert hat. Wir begegnen da den Kantischen Begriffen wieder, aber ihre feste Fügung ist zerrissen, und in die Fugen und Lücken ist allerlei Geröll hineingeschüttet. Oder in einem anderen Bild: die Kategorien schwimmen wie Fettaugen auf der Grundsuppe, die aus dem „Sein und Denken“ zusammengerührt ist. Mag diese Uebersicht nicht der Symmetrie zur Stütze bedürfen (II S. 143): wahrhaftig auf solche Weise soll man uns den alten Kant und die eiserne Rüstung seines Systems nicht in Schatten stellen wollen.

Wenn Trendelenburg auch hier wieder sein subjektives Schreckgespenst aufsteigen lässt: „Die Stammbegriffe des Ver-

standes gehen [bei Kant] allein aus den subjektiven Funktionen der Urtheile hervor“ (I S. 327) — so hat er unseren Kant nicht verstanden. Wie zwölf Spitzen springen die Kategorien nach Kant unmittelbar aus dem Denken hervor, die Urtheilformen aber sind Aeusserungen ihres Daseins, sind so zu sagen die ersten Eindrücke, die sie machen, durch die sie kenntlich und an denen sie fassbar werden. Die Urtheilformen sind aber so objectiv, wie alle Naturgegenstände. Jeder Denker muss in diesen Formen denken, er kann nicht über sie hinaus.

Warum aber schweigt Trendelenburg ganz und gar über die Kantische Aufstellung der Reflexionsbegriffe? —?

4.

Das Moment der Qualität ist fehlerhaft.

Was aber veranlasst den Schreiber dieses, die Kantischen Kategorien hier vorzunehmen? Will er auch blos als Abschreiber zu den Abschreibern sich gesellen? — Nein; er möchte gern Corrector werden. Es veranlasst ihn die Entdeckung, dass Kant beim Aufsuchen der Kategorien im Moment der Qualität noch einem Irrthum verfallen ist. Und in diesen würde er bei seinem Scharfblick wohl kaum verfallen sein, wenn nicht sein ehemaliger Meister Leibniz immer noch im Geheimen grosse Gewalt über ihn gehabt hätte. Der berühmte Leibniz'sche Begriff „Realität“ musste doch unter die Kategorien gehören. Aber wir behaupten: **„Realität“ ist nun und nimmermehr eine Kategorie;** denn sonst müsste auch „Idealität“ eine solche sein. Realität und Idealität sind nämlich entschieden Begriffe von gleichem Werth, von gleicher Stellung und Geltung im Reich der Begriffe, wenn auch von verschiedener, ja geradezu gegensätzlicher Bedeutung. „Realität“ für sich — ohne Rücksicht auf den Gegensatz zu Idealität — schwebt als ein unklarer Begriff in der Luft. Das Wort, welches man oft hören kann, klingt allerdings sehr gelehrt, aber es gehört unter die gelehrten Worte, die das Verdienst haben einem Menschen das bestimmte, deutliche Denken zu verwirren. Wir fanden es in Satzverbindungen, wo wir nur vermochten es als sprachliche Verhüllung der Kategorie

„Wesen oder Substanz“ zu fassen; dann aber an anderen Stellen konnten wir es nur durch den Correlatbegriff „Eigenschaft“ wiedergeben — also durch das gerade Gegentheil von Substanz; häufig fanden wir es dann noch als gleichbedeutend mit der Kategorie „Wirklichkeit“. Und nun gar noch durch Kants Autorität in das Moment der Qualität versetzt und da gedankenlos von den Kantischen Abschreibern immer und immer wieder vorgeführt! Welch ein Wort-Chamäleon!

Sogar Hegel, der doch keineswegs Meister ist in bestimmten Ausdrücken, bezeichnet in seiner „subjectiven Logik“ das Wort Realität als einen „unbestimmten Ausdruck,“ deutet ihn aber sofort als „das bestimmte Seyn,“ d. h. offenbar in unserem Sinn als gleichbedeutend mit der modalischen Kategorie „Wirklichkeit.“ Diese Deutung trifft wirklich in vielen Fällen zu, nur bei der üblichen gedankenlosen Verwendung des Wortes keineswegs in allen, dient aber mit dazu zu beweisen, dass das Wort auf jeden Fall aus dem Moment der Qualität ausgemerzt werden muss.

Wie war es möglich, diess Wort überhaupt in diess Moment einzufügen? — die Kategorie Substanz und Accidenz steht durch ihren ersten Theilbegriff (Substanz) mit dem Moment der Quantität, durch den zweiten (Eigenschaft, Accidenz) mit dem Moment der Qualität als einem Ganzen in Verbindung; aber beide keineswegs mit den wirklichen Kategorien in den beiden Momenten, so dass man etwa diese Kategorien aus der ersten Nummer des Relations-Momentes „ableiten“ könnte. Durch diese Verbindung aber konnte es geschehen, dass das Wort „Realität“ sich zuerst als schiefe Bezeichnung für Accidenz einer Substanz aus dem scholastischen Latein in den Leibniz'schen Sprachgebrauch einschlich, und nachdem diess geschehen und durch Autorität (so zu sagen) sichergestellt war, meinte Kant das Wort als Kategorie in das Moment der Qualität aufnehmen zu müssen. Dazu aber hat ihn besonders mit verleitet sein Streben, die Kategorien sämmtlich in der sprachlichen Form von Substantiven aufzustellen, was nicht nöthig, ja in gewisser Beziehung entschieden vom Uebel war. Da nämlich die Erfahrungs-Begriffe der Qualität sprachlich zunächst in Adjectiv-Form hervortreten, dürfte vielmehr zu vermuthen sein, dass die reinen synthetischen Verstandesbegriffe a priori, wenn das Mo-

ment der Qualität solche hat, auch zunächt in Adjectiv-Form sich müssen ausfindig machen lassen.

Diese Vermuthung war's, die den Schreiber dieses, nachdem er den Begriff „Realität" als fehlerhaft erkannt, zum Suchen trieb, und da er suchte, fand er zu eigener Ueberraschung schnell:

Die Kategorien der Qualität sind nicht, wie Kant meint,
Realität, Negation, Limitation,
sondern:

positiv, negativ, limitirt.

Ein späterer Fund bestätigte die Richtigkeit der Correctur. Leibniz im Anhang zu seiner Theodicee stellt zunächst zwei Möglichkeiten auf, wie man das „Reelle" verstehen könne: 1) so, dass es Alles, was positivum quid ist, unter sich begreife; 2) so, dass es auch alles Privative (Negative) mit umfasse. — Er seinestheils will aber die „Realität" nur so gefasst wissen, dass sie schlechterdings „positiv" ist, denn sie ist Vollkommenheit; die Unvollkommenheit aber kommt von der Limitation oder Privation her. Wenn nun „Realität" ein mehrdeutiges und somit unbestimmtes Wort ist; wenn diess Wort als Bezeichnung der ersten Kategorie im Moment der Qualität doch auf keinen Fall auch wieder in die zweite Kategorie der Modalität sich verwandeln darf, für diese letztere aber auch gebraucht wird; wenn wir durch sorgfältige Wortunterscheidung Missverständnisse in dieser Richtung hin vermeiden wollen: so kommen wir offenbar leicht und schnell aus der Verlegenheit dadurch, dass wir das Wort „positiv" an die Stelle von „Realität" in das Moment der Qualität einfügen, und es ist diese Aenderung von Leibniz, dem „Realität"-Philosophen selbst uns an die Hand gegeben. Wer will nun noch unsere Aenderung beanstanden?

Als Oppositum zu „positiv" könnten wir nun wohl, weiter Leibniz folgend, „privativ" aufstellen; allein nach hergebrachter und jetzt üblicher Ausdrucksweise ist „negativ" uns mundgerechter. Privativ würde und könnte auf alle Fälle nur dasselbe bedeuten, was wir jetzt „negativ" nennen.

5.

Die logischen Urtheilformen im Moment der Qualität.

Kant unterscheidet im Moment der **Qualität** die drei Urtheilformen:

bejahende, verneinende, unendliche.

In der Kategorientafel aber lauten die Begriffe im Moment der **Modalität:**

1) Möglichkeit und Unmöglichkeit (Copula: kann sein — **kann nicht sein**)
2) Dasein und Nichtsein (Copula: ist — **ist nicht**)
3) Nothwendigkeit und Zufälligkeit (Copula: muss sein — **muss nicht sein** oder braucht nicht zu sein).

Dem zweiten Paar unter diesen dreien entspricht unter den Urtheilformen die assertorische. Diese muss also offenbar, je nachdem der Begriff „Dasein“ [richtiger Vorhandensein] oder sein Correlat „Nichtsein“ in ihr ausgeprägt sein soll, in zwei Unterformen sich spalten, die eine, z. B. wenn ich sage:

a) Der König ist in der Hauptstadt;

die andere, wenn ich sage:

b) Der König ist nicht in der Hauptstadt.

In diesen beiden Urtheilen ist gar nichts im Moment der Qualität ausgeprägt, auch das Moment der Relation hat mit dem Urtheil nichts zu schaffen, da die Verbindung von Subject und Prädicat sich blos auf den Anschauungsbegriff des Ortes basirt. Im Moment der Quantität dagegen sind beide Urtheile einzelne, in dem der Modalität beide assertorisch; aber bei a hat die assertorische Form **bejahende**, bei b **verneinende** Bedeutung.

Oder: a) Der Löwe ist ein Fleischfresser
b) Der Hirsch ist kein Fleischfresser.

Hier sind a und b kategorisch im Moment der Relation, aber in dem der Modalität ist a bejahend-assertorisch, b verneinend-assertorisch, oder wohl richtiger: a) ass. bejaht, b) ass. verneint.

Es wäre also nöthig zunächst als Unterabtheilungen der assertorischen Form aufzustellen:

a) die **assertorisch-bejahte,** b) die assert. **verneinte.**

Ebenso gibt es nun weiter auch:

c) die **problematisch-bejahte**, d) die problemat. **verneinte**;

e) die **apodictiseh-bejahte**, f) die apodictisch-**verneinte.**

Ist aber in allen drei Fällen der Modalität Affirmation und Negation zu unterscheiden, dann kann es nur zur Verwirrung führen, wenn im Moment der Qualität auch wieder eine bejahende und verneinende Form vorkommen sollen. **Wir nehmen** die Kantischen Bezeichnungen bejahend und verneinend oder besser: **bejaht und verneint (affirmirt und negirt) entschieden in Beschlag für das Moment der Modalität** und müssen sehen, wie wir den Anforderungen des Momentes der Qualität anderweitig genügen.

Dr. Drobisch in seiner Logik (3. Aufl. Leipzig 1863) sagt, dass „die Form des Urtheils zunächst auf der bejahenden oder verneinenden Qualität der Copula beruht“ (§ 40). Damit stellt er thatsächlich die bejahende und verneinende Form für das Moment der Modalität auf, denn dieses Moment wird durch die Beschaffenheit der Copula bestimmt. Er braucht auch die beiden sich gegenseitig ausschliessenden Formen, besonders wo er sie mit den Formen der Quantität combinirt, thatsächlich als modalische. Aber begrifflich wird er durch den an sich richtigen Ausdruck „Qualität der Copula“ verleitet, die bejahende und verneinende Form für qualitative Urtheilformen zu halten, für „Formen der Beschaffenheitsurtheile,“ Unterarten der kategorischen Hauptform. Aber die Qualität der Copula ist keineswegs mit der Qualität des Urtheils zu verwechseln. Beschaffenheits-Formen können auch unmöglich Existenz oder Nichtexistenz darlegen; die Existenz ist ja, wie Kant nachgewiesen, keine Beschaffenheit; die Aussage von Beschaffenheiten ist zunächst davon unabhängig, ob der Satzgegenstand existirt oder ob er nicht existirt, ja sogar ob die Beschaffenheiten ab- oder zugesprochen werden sollen, das übt auf sie selbst keinen Einfluss.

Im einfachen Urtheil wird die Beschaffenheit des Subjects durch die Attribute bezeichnet, die sich im Prädicate finden; mit diesen hat es also das Moment der Qualität zu thun. Aus der Beschaffenheit der Copula an sich ergibt sich das Moment der Modalität; aus ihrer Beschaffenheit zum Zwecke der Verbindung der Urtheilsbestandtheile das der Relation; aus der Beschaffenheit des Subjects ergibt sich das der Quantität; für das

Moment der Qualität bleibt die Beschaffenheit des im Prädicat enthaltenen Attributs übrig.

Wir hoffen, dass Prof. Drobisch, wohl der bedeutendste Logiker unserer Tage, leider auch befangen in von uns zu bekämpfenden Irrthümern, aber gewiss auch bereit nachgewiesene Irrthümer einzugestehen, uns schon hierbei und weiter im Folgenden wird Recht geben müssen. —

Dr. Trendelenburg ist nach Log. Unters. II S. 254 in ziemlicher Verlegenheit darüber, mit welchem Recht er das bejahende und verneinende Urtheil unter die Qualität rechnen soll. Er sucht sich mit der dunkelen, uns wenigstens unverständlichen Behauptung zu helfen, dass „jede Thätigkeit in sich selbst die doppelte Richtung des Setzens und Ausschliessens qualitativ unterscheidet.“ Der Verlegenheit des Logikers aber liegt das richtige Gefühl zu Grunde, dass diese Unterordnung unter die Qualität unberechtigt, ja verkehrt ist.

Das bejahende und verneinende Urtheil sind in der That die beiden Unterarten der modalischen Hauptformen und haben mit der Qualität sowenig, wie die Hauptformen selbst, zu schaffen. Aber warum stellen wir sie nicht vielmehr als modalische Hauptformen auf? Ist's doch so überaus wichtig für uns, ob wir bejahen oder verneinen!

Darauf antworten wir: Nicht etwa entsprechend modalischen Kategorien treten Bejahung und Verneinung auf, sondern nur entsprechend den Correlat-Begriffen innerhalb der drei Kategorien-Nummern. Ja und Nein sind nicht Kategorien, sondern nur Reflexionsbegriffe (vergl. später den Anfang von Cap. 13) und so lange sie das bleiben, können wir die ihnen entsprechenden Formen auch nicht für Hauptformen der Modalität gelten lassen. Dazu kommt noch, dass dieselben Formen sich entsprechend den drei Kategorien-Nummern dreimal wiederholen. So können wir sie nur als Unterarten den drei modalischen Hauptformen (problematisch, assertorisch, apodictisch) unterordnen.

Im Bereich der Thatsachen oder in Bezug auf die Uebereinstimmung unserer Behauptungen mit den Thatsachen sind die bejahende und verneinende Form von dem schwersten Gewicht. Logisch aber sind sie nur die sich wiederholenden Unterarten der modalischen Hauptformen.

Doch wie steht es nun mit dem Moment der Qualität!

Nachdem es dem Schreiber dieses gelungen, eine feste Grenze zwischen den beiden Momenten der Modalität und Qualität, die in der bisherigen Logik nicht da war, zu ziehen — was nicht ohne Mühe und Beschwerde ging, da gegen die philosophische Autorität angekämpft werden musste — nachdem er alle möglichen Qualitätsbegriffe vorgenommen, Sätze mit ihnen gebildet und verändert, ist er zu dem ganz gesicherten Ergebniss gelangt:

Die drei Urtheilformen im Moment der Qualität müssen heissen:

1) die positive, 2) die negative, 3) die limitirte Form.

Denselben Unterschied, den wir jetzt sprachlich als negirt und negativ ausprägen, hat man früher durch die Worte negativ und privativ auszudrücken versucht, freilich ohne vollständig über ihn klar zu sein. Daher sagt auch Leibniz statt negativ „privativ." Das erste Wort in beiden Unterscheidungen hat dann modalischen, das zweite qualitativen Gehalt. Im Moment der Quantität ist es für den Verstand gleichgültig, ob das Subject des Urtheils lautet: Menschen oder Thiere oder Pflanzen oder wovon man sonst reden mag; der Verstand thut von seinem Eigenen nur insofern hinzu und hat nur insofern ein Interesse, als ein Unterschied ist, ob von einem oder von mehreren oder von allen Menschen, Thieren, Pflanzen die Rede ist. So ist es auch im Moment der Qualität für den Verstand gleichgültig, ob das Attribut im Urtheil ein Farbenbegriff ist oder ein Gestaltungs- oder Geruchs-, Geschmacks-, Gefühls-, Gehörs-Begriff, das hängt von der sinnlichen Anschauung und Empfindung ab; aber darum handelt es sich für den Verstand als solchen: ob er den Begriff positiv fasst oder negativ oder ob und wie er ihn limitirt.

Die Begriffe: fest und undurchdringlich; trüb und unklar; dunkel und unbeleuchtet; falsch und unrichtig; hässlich und unschön; und ähnliche haben eigentlich Paar für Paar denselben von der Anschauung ermittelten und gebotenen Inhalt, aber durch: fest, trüb, dunkel, falsch, hässlich — drückt der Verstand diesen Inhalt positiv, durch: undurchdringlich, unklar, unbeleuchtet, unrichtig, unschön — drückt er ihn negativ aus. Die Urtheile: a) der Himmel ist klar; b) er ist unbewölkt; drücken ganz dasselbe aus, aber a positiv, b negativ, und — um darauf bald hinzuweisen — von „Unendlichkeit" des Urtheils

spürt man bei b gerade so viel und gerade so wenig, als bei a. Wir geben also Urtheilen wie a im Moment der Qualität den Namen „positive," den entgegengesetzten wie b den Namen „negative."

Qualitätsbegriffe brauchen nicht immer in adjectiver Form aufzutreten, sie können sprachlich auch in substantiver Form ausgeprägt sein, sowie sich ja auch sprachlich aus allen Adjectiven sofort Substantiven bilden lassen. Auch Wesensbegriffe (für die metaphysische Betrachtung) können logisch die Geltung von Qualitätsbegriffen haben, z. B.: Dieser Gegenstand ist ein Thier, ist eine Pflanze u. s. w. Begriffe, wie Thier, Pflanze sind entschieden vom Standpunkt des rein metaphysischen Relations-Momentes aus Wesensbegriffe, aber in Sätzen, wie die angeführten, nehmen sie die logische Bedeutung von Qualitätsbegriffen an. —

Unter die Classe der Qualitätsbegriffe rechnen wir auch die, welche von Anderen als „Beziehungsbegriffe" namhaft gemacht werden, von uns aber näher als Begriffe von Wechselwirkungs-Qualitäten bestimmt werden können, z. B. Krieg, Friede, Ehe, Glaube, Liebe, Hoffnung, Hass, Neid, Freundschaft, Feindschaft u. dergl. Ihren positiven Formen stehen theilweis auch sprachlich negative gegenüber, z. B. Unfriede, Unglaube. Diese Begriffe haben ihren Ursprung in der dritten Relationskategorie (Wechselwirkung), während die ihnen coordinirten Begriffe rein eigenschaftlicher Qualitäten aus der ersten Kategorie des Relationsmomentes hervorspringen.

Auch die Begriffe: Unmasse, Unsumme, Unding, Unthier, Unmensch sind Qualitätsbegriffe, und zwar nicht blos in logischer, sondern auch in metaphysischer Betrachtung. Sie sind ganz deutlich negative Begriffe; nicht etwa Begriffe, in denen modalisch die Negation ihres Daseins liegt, sodass das Unding kein Ding, der Unmensch kein Mensch wäre u. s. w. Unmasse ist eigentlich eine Masse, die man nicht mehr messen kann, für die das Mass fehlt, aber eine Masse ist und bleibt sie; Unsumme eine Summe, die man nicht mehr summiren kann; Unzahl eine Zahl, die man nicht mehr zählen kann; Unding ein Ding, dessen Art und Weise unbegreiflich ist oder dessen Dasein man nicht begreifen kann (aber negirt soll sein Dasein nicht werden); Unthier ein Thier, dessen Qualitäten denen widerstreiten, welche wir eigentlich an einem Thier suchen möchten; Un-

mensch ein Mensch, dessen Weise der uns gewohnten Menschenweise widerstreitet. — Wer erkennt nicht deutlich an solchen Qualitätsbegriffen und an der durch sie gebildeten qualitativen Urtheilform die Beschaffenheit dessen, was wir „negativ“ nennen und so von dem modalisch-Negirten, welches nicht ist, scheiden? — Die Sprache freilich mit ihrem Usus Tyrannus erlaubt in vielen Fällen nur positive, in anderen nur negative Qualitätsbegriffe, aber der Unterschied in dieser Ausprägung des Attributs im Urtheil (welche rein Sache des Verstandes ist) bleibt stehen.

Ausserdem aber limitirt der Verstand noch die Prädicats-Begriffe oder stellt sie in limitirter Form auf. Hellroth und dunkelroth enthalten den Rothbegriff in verschieden limitirter Form. Die Limitir-Form ist Eigenthum des Verstandes, der Verstand ist es, der die Verschiedenheit der Anschauungen in hellroth und dunkelroth noch durch den Rothbegriff zusammenhält. Die Schattirungen sind wohl nach einer Seite hin noch übereinstimmend, nach einer anderen hin aber entschieden widerstreitend, und der Verstand hätte das Recht, die Begriffe für beide Anschauungen gar nicht mehr durch den Rothbegriff mit einander zu verknüpfen, sondern beide ganz getrennt von einander darzustellen, aber er thut das nicht, er hilft sich mit Limitirung.

So gibt es auch sonst allerlei anschauliche Beisätze, um limitirte Qualitätsform darzustellen. Z. B. die Urtheile: Diese Nachricht ist nur halb-richtig; die Sache ist nur halb bewiesen; die Forderung ist theilweis berechtigt; und dergleichen sind limitirte. Die apriorische Anschauung bietet dem Verstande durch Beisatz-Begriffe wie „halb, theilweis“ die Möglichkeit, die Hauptbegriffe: richtig, bewiesen, berechtigt — zur Anwendung zu bringen, ohne dass doch der Verstand sie selbst wirklich aussagt und behauptet.

Nicht immer aber bietet die Sinnlichkeit dem Verstande die Möglichkeit, durch solche Beisätze zu limitiren, er limitirt oft und in den meisten Fällen durch ein bloses nicht, das dem Attribute beigesetzt wird und von dem der Copula beigefügten modalischen „nicht“ wohl zu scheiden ist. Wir wollen es zum Unterschied von diesem als das qualitative Nicht bezeichnen. Das Urtheil: Diese Angabe ist richtig — hat positive Form; das andere: sie ist unrichtig — negative; noch aber kann es auch heissen:

Diese Angabe ist nicht-richtig,

wobei das „nicht“ unbetont bleibt, der Ton auf „richtig“ fällt. In diesem letzten Satz gehört die Negation entschieden zum Attribut „richtig“, nicht zur Copula „ist.“ Die Negation ist nicht modalisch, sondern qualitativ. Wenn ich mich so ausspreche, ist's wohl möglich, dass ich einige an sich richtige Punkte in der Angabe finde, aber sie erscheint mir als Ganzes nicht stichhaltig, die entschiedene Unrichtigkeit anderer Punkte hebt die Richtigkeit jener auf, so dass sie ihren Werth verliert. Diese dritte Form des Urtheils in Bezug auf das Prädicat ist die limitirte oder beschränkte.

So kann nicht blos ein positives, sondern auch ein negatives Attribut limitirt werden: Diese Angabe ist nicht-unrichtig — wobei wir gern noch Flickwörter hinzufügen: ist nicht eben unrichtig oder: nicht gerade unrichtig. Ja es ist möglich zu gleicher Zeit einen positiven Begriff und den ihm entgegengesetzten negativen zu limitiren:

Dieses Bild ist nicht-schön, aber auch nicht-unschön.

Dieser Vortrag ist nicht gerade vortheilhaft, aber auch nicht-unvortheilhaft.

Solche Handlungen sind nicht eben edel, doch auch nicht-unedel.

Und so kann ich auch die obigen Beispiele verneinen:

Diese Angabe ist freilich nicht-richtig, aber auch nicht-unrichtig.

Es liegt dann irgend ein Irrthum in der Auffassung vor, während diese selbst der wirklichen Erfahrung vom Gegenstand nicht geradezu widerstreitet. — Da ist die grösseste Gewissheit vorhanden, dass ich die limitirte Urtheilform habe, wo ich sowohl einem positiven Prädicatsbegriff, wie dem ihm entgegengesetzten negativen das unbetonte „nicht“ beisetzen kann, während das Subject das nämliche bleibt; da ist Limitation nach zwei Seiten hin.

Es ist nicht leicht, die limitirte Form von der positiven und negativen als eine besondere zu scheiden, und doch muss es geschehen. Das Urtheil: „Die Angabe ist nicht-unrichtig“ scheint sich der positiven Form (sie ist richtig) zu nähern; das andere: „sie ist nicht-richtig“ der negativen (sie ist unrichtig); aber jenes geht nicht in die positive und dieses nicht in die negative Form wirklich auf. Diess lässt sich leicht bewei-

sen, wenn man Beisätze versucht wie: ganz, durchaus, vollkommen. „Nicht ganz unrichtig“ und „ganz richtig“ — „nicht vollkommen richtig“ und „vollkommen unrichtig“: das sind doch wahrhaftig sehr verschiedene Behauptungen. Wer sollte hierbei nicht merken, wie nothwendig es ist, die limitirte Form ebensowohl von der negativen, wie von der positiven zu scheiden!

Es gibt allerdings viele Fälle, in denen jede versuchte qualitative Negation eigentlich nur eine Limitation ist, daher hier auch sprachlich nur limitirte Form gebraucht wird, z. B. warm, nicht warm; kalt, nicht kalt. Unwarm, unkalt gibt es nicht, weil Kälte immer nur Limitation der Wärme und Wärme immer nur Limitation der Kälte ist. Soll wirklich die Negation der Wärme behauptet werden, so geht es nur durch Behauptung der Kälte (warm; nicht warm; kalt) und umgekehrt (kalt; nicht kalt; warm).

Wie kann man aber in einem dem Prädicatsbegriff beigesetzten unbetonten „nicht“ dieselbe Urtheilform ausgedrückt finden wollen, wie in einem beigefügten: halb, theilweis; hell, dunkel (bei Farben); und ähnlichen anschaulichen Beisätzen? — Um diese Möglichkeit als Nothwendigkeit zu erkennen, muss man beachten, dass ein Unterschied zwischen bestimmter und unbestimmter Limitirung ist. Die limitirte Form mit dem blosen „nicht“ ist unbestimmt, die mit einem anschaulichen Beisatz ist bestimmt limitirt. Der logische Gehalt aber ist hier und dort derselbe.

Dass auf der logischen Möglichkeit der Limitirung auch die sprachliche Comparation der Qualitätsbegriffe beruht, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung.

In der Sprache des gewöhnlichen Lebens mag oft die limitirte Form des Positiven und die negative Form verwechselt werden, aber logisch lässt in vielen Fällen sich genau bestimmen, welche Form die wirklich sachgemässe und richtige ist. Z. B. Der Planet Venus ist nicht-sichtbar. Diess limitirte Urtheil darf ich mit vollem Rechte fällen, wenn Venus nächtlicher Weile nicht am Himmel zu sehen ist; aber ich dürfte logisch streng genommen nicht sagen in diesem Falle: Venus ist unsichtbar; denn der Planet gehört keineswegs unter die der gewöhnlichen Ordnung der Dinge nach unsichtbaren Gegenstände. Dagegen muss ich sagen: Des Menschen Seele ist unsichtbar; ich kann qualitativ nicht behaupten: sie ist nicht-sichtbar;

wenn ich auch Einem, der da modalisch behauptet hätte: sie ist sichtbar — mit der Behauptung modalisch widersprechen dürfte: Nein; sie ist nicht sichtbar. Der verschiedene Gehalt der Urtheile für den Verstand prägt sich hier in deutscher Sprache nur in der verschiedenen Betonung aus, Das modalische „nicht" hat den Ton, das qualitative hat ihn nicht.

Gern setzen wir zu dem limitirten Qualitätsbegriff ein räumliches oder zeitliches Adverb hinzu: Venus ist heut nicht-sichtbar; jetzt — auf dieser Halbkugel — unter diesem Breitegrad nicht-sichtbar. In allen diesen Fällen wäre es sinnentstellend für „nicht-sichtbar" zu sagen: „unsichtbar." Wenn Venus heut, jetzt u. s. w. auch nicht-sichtbar ist für uns, so folgt nicht daraus, dass sie heut, jetzt u. s. w. unsichtbar ist; andere Augen, als die unsrigen, mögen zur nämlichen Zeit sie sehen. Durch solche adverbiale Beisätze kennzeichnet sich häufig das limitirte Urtheil; da sie aber nicht Producte des Verstandes sind, sondern aus der apriorischen Anschauung stammen, ist aus ihnen logisch nichts Besonderes abzuleiten. Sie schliessen sich nur im Sprachgebrauch gern an die logische Form an.

Wenn das Prädicat keinen eigenschaftlichen Begriff enthält, sondern in einem Thätigkeitsbegriff sich abschliesst, kann auch dieser durch das beigesetzte tonlose „nicht" limitirt werden, wiewohl es in diesem Fall sehr oft zweifelhaft bleiben wird, ob das „nicht" modalische Negation ist oder ob es der qualitativen Limitation dient. Es wird das oft nur von der subjectiven Auffassung des Redenden oder des Hörenden abhangen. So kann ich von einem Menschen das Doppelurtheil fällen: Er schläft nicht, aber er wacht auch nicht. Er befindet sich dann im Zustand der Schlaftrunkenheit. Oder: Todt ist er nicht, aber er lebt auch nicht. Dann ist er ohnmächtig. Hier haben wir doppelt-limitirte Urtheile. (Vergl. das später in Cap. 19 Dargelegte.)

Anm. 1. Prof. Drobisch (Logik § 63) behauptet, dass „jedes Urtheil hinsichtlich seiner Form sowohl nach Qualität als nach Quantität, Relation und Modalität bestimmbar sein muss"; aber diese Behauptung ist unbegründet, schon oben von uns angeführte Beispiele widerlegen sie thatsächlich.

Wir haben gefunden: Nur das Moment der Modalität muss an jedem Urtheil logisch hervortreten. Ihm zunächst aber steht das der Quantität, welches mit ihm in besonderer Verbindung oder Verwandt-

schaft steht. So zeigt es sich besonders, dass in allen Fällen, wo das Subject nicht in der Anschauung gegebene Gegenstände, sondern Begriffe nach ihrem vollen Umfang enthält, das allgemeine Urtheil zugleich auch apodictisch und das apodictische allgemein ist. Die Sprache prägt dann oft die Quantität gar nicht aus, weil sie logisch aus der Modalität schon von selbst folgt, oder die Modalität nicht, weil sie schon in der Quantität mit enthalten ist. Z. B. das Urtheil „Alle Menschen sind sterblich“ ist apodictisch: sie müssen sterblich sein; und das sprachlich anders gefasste mit dem gleichen Sinn: „Menschen müssen sterben“ ist allgemein: alle Menschen müssen sterben. Sage ich dagegen: „Alle Zuhörer waren aufmerksam,“ wobei das Subject nicht als Begriff, sondern in bestimmter Anschauung gegeben ist — so habe ich ein allgemeines Urtheil, welches nur assertorisch, nicht apodictisch ist. Oder urtheile ich auf Grund der geprüften Merkmale: „diese Pflanze muss eine Crucifere sein“ — so habe ich ein apodictisches Urtheil, das nicht allgemein, sondern singulär ist. Darnach ist einzuschränken und zu berichtigen, was Trendelenburg (L. U. II S. 258 f.) über die Verwandtschaft zwischen Modalität und Quantität sagt; der von demselben Philosophen dort behauptete Zusammenhang zwischen der problematischen und partikulären, der assertorischen und singulären Form ist auch nicht ganz zu leugnen, aber noch weit lockerer, als der zwischen apodictischer und allgemeiner Form.

Doch es gibt Urtheile, die nicht einmal eine Quantität zu haben brauchen, die nur Modalität haben. Es sind das die Urtheile, die Herbart „Existenzialsätze,“ Trendelenburg (II S. 208) „subjektlose Urtheile,“ Drobisch (Logik § 56) „thetische oder absolute“ nennt. Z. B. es blitzt; es donnert; es friert; es regnet; oder auch negirt: es regnet nicht; — es ist Feuer; Sommer war's; — es ist ein Gott; es gibt einen Teufel; es gibt kein Einhorn; es gibt keine Seeschlange u. ähnl. Diese hier angeführten Urtheile mit blos modalischer Form sind assertorisch; es können dergleichen aber auch apodictische und problematische Form haben: es muss ein Gott sein; — es muss Feuer sein; es kann Feuer sein; es kann diese Nacht frieren u. ähnl. Trendelenburg irrt nur, wenn er solche Urtheile für „subjektlos“ hält; und mit ihm irrt Drobisch, indem er für sie die Formeln aufstellt: „es ist P; es ist nicht P.“ (P = Prädicat). Wenn sie nur Prädicat, nicht aber Subject hätten, wären sie keine Urtheile; denn die nothwendigen Bestandtheile des Urtheils sind Subject und Prädicat. Die Formeln für sie würden vielmehr zu lauten haben:

S ist; S ist nicht; (S = Subject)
oder: es ist S; es ist S nicht;

wobei „ist“ und „ist nicht“ das Prädicat bilden, das aber hier durchaus nicht durch einen Buchstaben sich wiedergeben lässt. Existenz kann nämlich schon Prädicat sein, nur nicht qualitatives Prädicat, nur nicht Attribut im Prädicat (so dass man etwa sagen könnte: S ist Existenz, ist das Sein oder ein Sein), blos modalisches Prädicat.

Blitzen, Donnern, Frieren, Regnen (Frost, Regen), Feuer, Sommer; Gott; Teufel; Einhorn, Seeschlange sind in den obigen Urtheilen die Subjecte, die nur theilweis in Form des Zeitworts sich versteckt haben, in ähnlicher

Weise, wie in den alten Sprachen die persönlichen Fürwörter sich in die Form des Zeitworts zu verstecken pflegen. Und das Tempus des Zeitworts oder die Form von „sein“ ist das Prädicat; für letztere findet sich in der deutschen Sprache auch die wunderliche Ausdrucksform: „es gibt“ mit Accus.; sie ist logisch von jener nicht zu unterscheiden. Bald drückt das Prädicat in solchen Urtheilen die reine Existenz, das blose Vorhandensein aus: est = existit; fuit = exstitit; bald das Sein irgendwo, das „Dasein“: est = adest. Es gibt einen Gott = deus existit. Es blitzt = ein Blitz ist da oder Blitze sind da (nicht sie existiren überhaupt, sondern sie haben sich vor den Augen des Urtheilenden gezeigt). Das Urtheil: „es gibt einen Gott“ hat nicht blos Modalität, es hat auch Quantität. Dagegen schon das Urtheil: „es gibt keine Seeschlange“ hat blos Modalität; die Existenz wird geleugnet ebensowohl für den Fall, dass die Annahme ist, es könnte eine, oder auch es könnten mehrere, viele Seeschlangen existiren. Urtheile wie: es blitzt, es donnert — haben gleichfalls nur Modalität, keine Quantität; der Urtheilende darf sich so aussprechen eben so wohl, wenn er mehrere Blitze gesehen, mehrere Donnerschläge gehört, wie wenn er nur Einen Blitz, nur Einen Donnerschlag wahrgenommen.

Wir haben also reine Existenzial- und bestimmte Daseins-Urtheile als zwei Arten neben einander zu unterscheiden. In jeder der beiden Arten kann ein Urtheil entweder nur Modalität oder auch Modalität und Quantität zusammen haben; aber die Momente der Relation und Qualität fehlen bei beiden Arten stets.

Anm. 2. Ein Urtheil mit ausgeprägter Form der Qualität muss entschieden auch Quantität haben. Hat die Sprache, dass wir uns so ausdrücken, die Quantität unterschlagen, so muss sie angehalten werden, erst dieselbe herauszugeben, ehe das Urtheil logisch betrachtet werden kann Wir nehmen z. B. das Urtheil: „Der Reiche ist nicht glücklich“. Ist dasselbe modalisch negirt oder qualitativ limitirt? Darüber lässt sich zunächst keine Entscheidung geben; erst muss die Quantität ermittelt werden: ist die Rede von einem einzelnen, bestimmten Reichen? oder handelt es sich allgemein um jeden Reichen? Die Sprache weiss vielleicht erst sich selbst nicht zurecht zu finden; aber lässt man ihr Zeit, so bringt sie endlich diese Form des Satzes heraus: „Nicht jeder Reiche ist glücklich.“ Gut, jetzt können wir an die logische Beurtheilung gehen. Das Urtheil ist assertorisch affirmirt im Moment der Modalität, kategorisch in dem der Relation, positiv in dem der Qualität, particulär in dem der Quantität. Das „nicht“, so hat sich schliesslich ergeben, war nicht modalisch, auch nicht qualitativ und dann limitirend, es diente hier zur Beschränkung der Quantität des Subjects; wäre es nicht da, so würde das Urtheil allgemein sein, dieses „nicht“ wandelt die Allgemeinheit zur Besonderheit um.

Wir finden also, dass das „nicht“ nicht blos im Moment der Qualität limitirend auftritt, dass es auch mitunter die Quantität limitirt. Aber eine besondere Form in der Quantität bildet es nicht. Es macht aus der allgemeinen Form die particuläre: nicht jeder, nicht alle = einige. Oder es limitirt auch die particuläre Form, so aber dass die Limitation sich doch noch innerhalb dieser Form selbst hält: nicht

viele = wenige; und wenige sind immer noch „einige“. Die singuläre Form kann aber nicht so limitirt werden; denn „auch nicht ein“ d. h. kein; in dem „kein“ aber birgt sich die volle modalische Negation. Die singuläre Form nimmt nicht die limitirende, sondern nur die modalische Negation zu sich heran.

6.

Missverständnisse.

„Verneinendes“ und „unendliches“ Urtheil. Die Formel „Nicht—B.“

Wir sind der festen Ueberzeugung, dass es uns gelungen, die limitirte Urtheilform als wirklich vorhanden nachzuweisen. Es ist diess einer der schwierigsten Punkte für die logische Untersuchung, und doch muss dieser Punkt nachgewiesen und festgehalten werden. Wenn wir nun betrachten, wie die Philosophen seit Kant die qualitativen Urtheilformen aufgefasst und unterschieden haben, so finden wir, dass alle — uns ist keine Ausnahme bekannt — die negative und limitirte Form verwechselt haben. Das Urtheil:

Diese Angabe ist richtig — erklären sie für bejahend; das andere:

sie ist unrichtig — für unendlich oder limitirend, doch so dass meist der Ausdruck „unendlich“ mit Vorliebe gebraucht worden ist; das dritte:

sie ist nicht richtig — für verneinend.

Wir aber fanden, dass das dritte Urtheil (sobald das „nicht“ zu „richtig“ und nicht zu „ist“ gezogen wird, was durch Tonlegung auf „richtig“ geschieht) limitirt, das zweite aber negativ ist, das erste positiv. Wird dagegen im dritten Satz „nicht“ betont: Nein; diese Angabe ist nicht richtig — so ist das Urtheil im Moment der Qualität positiv, in dem der Modalität aber assertorisch verneint, während: „sie ist nicht — richtig“ assertorisch bejaht wäre.

Weil man das Anrecht, welches Qualität und Modalität auf ein Urtheil haben, nicht fest und sicher schied, kam man in das Missverständniss hinein. Dazu kam der von Kant selbst nach den Ueberlieferungen der Scholastiker gebrauchte, aber ganz

absurde Ausdruck „**unendliches Urtheil**“ statt limitirtes, den die Nachfolger ohne Nachdenken immer und immer wieder gebraucht haben. Wir unserestheils wissen uns auch absolut keine Vorstellung davon zu machen, was und wie ein „unendliches“ Urtheil sein müsste, geschweige dass wir wirklich in der Logik den Begriff eines solchen gewinnen könnten. Wenn einzelne Philosophen erklärt haben, die Annahme des unendlichen Urtheils beruhe bei Kant auf einem blosen Missverstande, so müssen wir diesen völlig beipflichten, nur war es thöricht von ihnen, desshalb das ganze Kantische Gerüst zu verwerfen, statt dass sie den Missverstand hätten aufspüren, heben und ausbessern sollen.

Kant hat nach unserer Vermuthung im Moment der Qualität die Kategorien eher gehabt und nachher erst sie auf die Urtheilformen zu stützen gesucht, indem er dabei den hergebrachten logischen Anschauungen zu viel traute; aus den unklar aufgefassten Urtheilformen hätte er die Kategorien (trotzdem dass diese selbst nicht-richtig sind, — ich limitire hier —) nicht entwickeln können; — ich negire das modalisch. Aber wie ist's nur gekommen, dass bis jetzt kein Nachfolger Kants die Fehler gefunden und nachgewiesen hat?

Unseren Lehrer Apelt hörten wir im Colleg als Beispiel für das verneinende [negative] Urtheil den Satz anführen: Der Geist ist nicht körperlich; als Beispiel für das unendliche [limitirte]: Der Geist ist unkörperlich; und dieselben Beispiele kehren nebst entsprechender unklarer Auseinandersetzung wieder in seinem Metaphysik-Werk (Leipzig, 1857. S. 111). Die Sache verhält sich aber gerade umgekehrt: Der Geist ist unkörperlich — ist negative und allein sachgemässe Form; der Geist ist nichtkörperlich — wäre limitirte Form und liesse sich gar nicht sachgemäss anwenden.

Auch Kuno Fischer hat, soviel aus seiner kurzen Anführung abzunehmen ist (Kant I S. 331), das „verneinende und unendliche“ [negative und limitirte] Urtheil geradezu verwechselt: „A ist nicht B“ soll verneinend sein. „A ist Alles andere, nur B nicht, d. h. es ist Nicht B“ soll unendlich sein. — Da Attribute mit Vorsilbe „un-“ offenbar unter die Form „Nicht B“ gehören sollen, so verhält sich die Sache gerade umgekehrt, als der philosophische Geschichtschreiber behauptet.

Die Meinung drängt sich allerdings auf, die wirkliche Negative einer Qualität müsse durch das klar ausgesprochene und von dem betreffenden Begriff selbst getrennt gehaltene Verneinungswort dargestellt werden. In der That aber dient das „nicht“ als selbständiger Beisatz in den meisten Fällen nur der Limitirung, die Verneinung muss in der Regel völlig in den Qualitätsbegriff verschmolzen sein, wenn die völlige Negative da sein soll (wie es durch die Vorsilbe „un“ geschieht). — Welcher Denker hat aber je den horribeln Satz gedacht: „A ist Alles andere, nur B nicht“! Mit solchen Sätzen hat Collegium logicum sich in Verruf gebracht. Wenn ich den Satz ausspreche: „Karl ist unverständig“ (oder meinetwegen auch: „nicht verständig“), will ich etwa damit sagen: Karl ist Alles andere, nur B nicht? also verständig ist er nicht; aber fleissig ist er, folgsam ist er, bescheiden, gefällig ist er, salzig, sauer, bitter ist er, ein guter Lateiner, Grieche, Mathematiker ist er, Franzose, Russe, Amerikaner ist er, Elephant, Nilpferd ist er, Apfelbaum, Tanne ist er — hu! genug des Wahns! Bedauerlich genug, dass man Ernst brauchen muss, um solche Sätze in ihrer Verkehrtheit aufzudecken.

Dr. Dühring wieder (Natürliche Dialektik. Berlin, 1865. S. 33) bezeichnet die Formel „A ist Nicht-B“ als die des „unendlichen oder unbestimmten“ Urtheils.“ — Auch Dr. Seydel in seiner „Logik oder Wissenschaft vom Wissen“ (Leipzig 1866) erklärt das Urtheil, welches nach seiner Meinung beim Erforschen der Qualitäten in der Natur nothwendig sich bildet, nämlich: „die Erscheinung ist ihrem eigentlichen Wesen nach Nicht-Erscheinung“ — für ein limitirendes oder unendliches Urtheil (§ 80), und gibt an, dass ein solches Urtheil „in der Copula bejahend, im Prädicat verneinend ist.“ Aber warum nennt man es dann unendlich und nicht vielmehr verneinend? Und wer hat je bei gesundem Sinne sich bewogen gefühlt, das zu beschreibende Subject in irgend einem Urtheil als „Nicht-Erscheinung“ zu bezeichnen? — Es hat hier offenbar immer ein Philosoph die Spur des anderen mit vollem Vertrauen verfolgt, aber nachgedacht über die Sache und sie ernstlich an Beispielen geprüft haben sie wohl kaum.

Trendelenburg hält das unendliche Urtheil (z. B. „das Quecksilber ist ein Nicht-Rothes“) lediglich für „ein Kunststück der Logik,“ dessen die Logik „sich ohne Schaden entledigen

wird“; die Meinung, dass es die Bestimmung der Limitation habe, erklärt er für irrig (L. U. II S. 255 f). Dabei ist er übrigens nicht im Stande, die Grenze zwischen dem unendlichen und verneinenden Urtheil fest zu ziehen und inne zu halten. Er erklärt das Urtheil: „Er ruft mich nicht“ für verneinend, das andere: „Er ruft nicht mich“ für unendlich der Form, wenn auch nicht dem Sinne nach; denn statt der unendlichen Möglichkeit werde hier gerade das Bestimmteste angedeutet: „Er ruft nicht mich, sondern dich.“

Bleiben wir einen Augenblick bei diesem Beispiel stehen. Bei dem negirten Urtheil: „er ruft mich nicht“ ist die Möglichkeit gedacht, dass er überhaupt gar nicht ruft. In dem Satz: „er ruft nicht mich“ dagegen ist das Rufen als thatsächlich vorhanden gesetzt, aber das Object „mich“ ist negirt. Demnach ist dieser Satz aus zwei Urtheilen zusammengezogen: 1) er ruft, 2) aber mich ruft er nicht. Der erste Satz ist modalisch affirmirt, der zweite negirt; Unendlichkeit aber haftet keinem von beiden an. — Die Sprache ergeht sich oft in wunderlich verschlungenen Formen, aber nur Geduld!, bei ruhiger Analysis öffnen sich die Knoten.

Der Satz: „er ruft nicht mich“ wird mit vollem Recht von dem redenden Subject ausgesprochen. Ein Kunststück der Logik liegt hier nicht vor. Ist also auch dieser Satz ein unendliches Urtheil und als solches durch differentia specifica von anderen Urtheilen geschieden, dann möchten wir wissen, mit welchem Recht die Logik sich dieser Urtheilform entledigen soll. Unser Logiker befindet sich also mit seinen Behauptungen und Darlegungen in einem bedenklichen Schwanken, das gewiss Viele nach ihrer Weise zu reden „widerspruchsvoll“ nennen würden. Von solchem Schwanken sind unsere Aufstellungen frei.

Auch Drobisch (Logik § 66) bleibt der Tradition der „unendlichen“ Urtheilform gegenüber in einer Art Schwanken, doch hält er mit mathematischer Strenge die Formeln dafür fest: „S ist ein Non-P; S kann ein Non-P sein; S muss ein Non-P sein.“ Nun dem Mathematiker von Profession ist es noch am ersten zu verzeihen, wenn er solche überlieferte Formeln sich zu eigen zu machen sucht; der Sprachkenner aber müsste hier die Formelfertigkeit des Mathematikers zügeln.

Wèsensbegriffe, die der Form „Nicht-A“ oder „Nicht-B“ oder „Non-P“ entsprechen, gibt es überhaupt weder in deut-

scher, noch in einer anderen Sprache. Blos die Philosophen haben dergleichen in die Logik eingeschwärzt und in die Sprache eingezwängt. Wo Aristoteles — von dem wir weiter unten genauer handeln werden — in seiner Metaphysik Diejenigen, die den Satz der Contradiction zu leugnen suchen, ad absurdum führt, fragt er sie (XI, 6, 17):

τί γὰρ μᾶλλον τοῦτο ἄρτος ἐστὶν ἢ οὐκ ἔστιν; ὥστ᾽ οὐθὲν ἄν διέχοι φαγεῖν ἢ μὴ φαγεῖν.

d. h. Warum ist für sie diess da eher Brod, als dass es nicht Brod (oder: kein Brod) ist? so dass es dann auch für sie nichts ausmachte, ob sie essen oder ob sie nicht essen.

Diese Sätze aber übersetzt Dr. Schwegler (Grundtext, Uebersetzung und Commentar zu Arist. Met., Tübingen 1847): „Warum ist für sie das Brod eher Brod als Nichtbrod? Ja Essen und Nichtessen müsste ihnen einerlei sein."

Da erhebt sich die Frage: wer gibt dem philosophischen Uebersetzer das Recht, in deutscher Sprache ein Wortmonstrum wie „Nichtbrod" zu bilden? Man weise uns irgendwo in gesunder deutscher Sprache solch ein Wort nach, wie Nichtbrod, Nichtmensch (das an anderer Stelle sich bei Schwegler findet) und dergl. Wo fand sich je ein Dichter oder Prosaiker bewogen, seine Begriffe in diese Sprachform zu pressen? Nur philosophischer Wahn konnte zur Bildung solcher Wortungeheuer führen. Aristoteles hat auch im Griechischen nicht die geringste Veranlassung zu solcher Ungeheuerlichkeit gegeben, er hat nur von dem assertorisch bejahten Fall, dass diess da Brod ist, den anderen assertorisch verneinten Fall unterschieden, dass diess da Brod nicht ist oder (wie wir im Deutschen geläufiger und lieber sagen) dass diess da kein Brod ist.

Ja mit Zeitwörtern kann man das „nicht" zu einem einzigen Begriff verbinden, z. B. Essen und Nichtessen, denn das Zeitwort enthält in sich die Copula, deren Modalität durch das „nicht" verändert wird. Solche Verbindungen des Infinitivs mit dem modalischen „nicht" kommen, wenigstens im Deutschen, sogar selbständig als Subject im Urtheil vor: Essen und Nichtessen gilt mir gleich. Sein oder Nichtsein ist die Frage. Dass wir es aber hier nicht mit einer Formel Non-S oder Non-P zu thun haben, zeigt die Englische Sprache, die ganz schmucklos den blosen Infinitiv hinstellt: to be or not to

be. Solche Infinitivverbindungen können nie einen qualitativen Gehalt haben.

Anders muss das Urtheil ausfallen, wenn das „nicht“ mit Eigenschaftswörtern völlig in einen Begriff zusammengeschmolzen ist. So könnte Jemand zu einem Anderen, der sich einbildet, alle Rosen müssten roth sein, sagen: Es giebt auch nichtrothe Rosen; oder wenn der Andere meint, alle doctores philos. müssten auch wirklich der Philosophie als solcher durch und durch kundig sein: Ich kenne auch der Philosophie nichtkundige Doctoren; oder wenn der Andere sagt, es seien lauter geputzte Leute dort gewesen: Ich habe auch nichtgeputzte (sc. Leute) gesehen. — In solchen Urtheilen lässt sich sehr schwer ausfindig machen, ob das in das Adjectiv verschmolzene „nicht“ ursprünglich modalisch oder qualitativ ist. Das Wort in seiner Verschmelzung ist auf alle Fälle ein Qualitätswort geworden und muss rein als solches beurtheilt werden. Die obigen Beispiele sind aber zusammengesetzte Urtheile, die man in die einfachen auflösen muss: Ich habe auch andere Leute gesehen; diese waren nicht geputzt. Ich kenne auch Doctoren; die sind nicht kundig. Es gibt auch andere Rosen; diese sind nicht roth. — Man möchte meinen hier überall modalisches (betontes) „nicht“ zu haben; aber bei der adjectiven Verwendung des Worts scheint oft eine Art Zurückhaltung und Vorsicht massgebend zu sein. Die nichtgeputzten Leute haben vielleicht auch Feiertagskleider gehabt, nur nicht so auffallenden Staat, wie die übrigen. Die nichtkundigen Doctoren sind vielleicht in der Philosophie nicht ganz unwissend, aber sie wissen nicht viel davon. Wäre das „nicht“ in den einfachen Urtheilen modalisch und behielte bei der Umsetzung zum Qualitätswort seine volle Kraft, so würde „nichtkundig“ mit „unkundig“ vertauscht werden können, der Redende will aber meist die offenbar negative Form geradezu vermeiden. Demnach scheint in solchen Zusammensetzungen der Adjectiva mit „nicht“ die Geltung zwischen Negative und Limitation zu schwanken. Gerade dieses Schwankende scheint oft den vorsichtigen Redner zur Anwendung dieser Zusammensetzungen zu bestimmen. So haben wir denn hier eine Art von Ausdrucksformen, über die sich gar keine genaue und sichere Entscheidung geben lässt, deren Existenz aber den nachgewiesenen Un-

terschied zwischen den Momenten der Qualität und Modalität nicht im Mindesten erschüttert oder umwirft.

Uebrigens hat das mit „nicht“ verschmolzene oder doch zusammengesetzte Adjectiv keineswegs logische Selbständigkeit im Satze. Keinem verständigen Menschen wird ein Satz über die Lippen laufen, wie der beispielsweise von Trendelenburg angeführte und dann von ihm verworfene: „Quecksilber ist ein Nicht-Rothes.“ Die Sprache, die Zunge sträubt sich wider solch eine Formulirung, wenn auch der Inhalt des Urtheils nichts Verkehrtes enthält. Man wird sagen, wenn man den Inhalt aussprechen will: Quecksilber ist nicht roth; ist kein rothes Metall; hat keine rothe Farbe oder Färbung. So kann der gewöhnliche Mann, so der Mineralog und Chemiker reden; mit dem Trendelenburg'schen Satz auf den Lippen würden alle drei dagegen sich lächerlich machen. —

Nun und nimmermehr aber können Wesensbegriffe (wie Brod, Mensch, Thier, Pflanze) mit einem Nicht in Ein Wort verschmolzen werden. Das ist ebensowohl logisch, wie metaphysisch, philosophisch wie sprachlich eine Unmöglichkeit.

Nur Begriffe sprachlich in Substantivform, aber metaphysisch mit blosem Eigenschaftsgehalt, die also nicht eine Wesenheit, sondern nur Etwas an einer Wesenheit bezeichnen, können allenfalls in die Form mit „Nicht-“ verschmolzen werden und dann auch im Prädicate des Urtheils selbständig stehen. Das „Nicht“ hat dann modalische Bedeutung. So dürfte es sprachlich erlaubt sein den Satz zu bilden: „A ist ein Nichtchrist,“ wiewohl die bessere Form hier immer sein wird: A ist kein Christ. Dagegen ist das Fichte'sche „Nicht-Ich“ ein Begriff, den nun und nimmermehr der Verstand auf Grund innerer oder äusserer Erfahrung gewonnen haben würde, der nur in philosophischem Wahn zu Tage gefördert werden konnte. „Christ“ ist nämlich nicht die Bezeichnung einer besonderen Wesenssubstanz, sondern eine mögliche Eigenschaft an der Substanz des vernünftigen Wesens, das wir Mensch nennen; „Ich“ dagegen ist kein Eigenschafts-, sondern ganz entschieden ein Wesens-Begriff und nur ein solcher.

Wie sich aus Kant's Logik, herausgegeben von Jäsche (im Abschnitt von der Qualität der Urtheile) und aus der Kritik der reinen Vernunft (aus Nr. 2 der „Verwahrungen“ unmittelbar hinter der aufgestellten Tafel der Urtheilformen) ergibt, erklärt Kant

das Beispiel: „Die Seele ist nicht-sterblich“ für ein „unendliches“ Urtheil, wie solche unendliche in einer transscendentalen Logik noch von bejahenden geschieden werden müssen. Die allgemeine Logik aber, sagt er, müsse diese unendlichen Urtheile den bejahenden beizählen, da in ihnen der logischen Form nach wirklich bejaht werde. —

Auch wir erklären das Kantische Beispiel für ein limitirtes Urtheil, behaupten aber, dass die Logik ein für allemal jedes solche limitirte Urtheil im Moment der Qualität von der positiven Form scheiden muss. Solch ein limitirtes Urtheil ist allerdings auch bejaht, die Bejahung aber ist nicht im Moment der Qualität, sondern in dem der Modalität zu suchen. Das obige Beispiel limitirt der Qualität nach, wäre assertorisch bejaht der Modalität nach.

Dabei gesteht Kant zu, dass dasselbe Urtheil auch verneinend sein kann. Wir stimmen bei; dann muss betont werden: Die Seele ist nicht sterblich.

Statt die Momente der Modalität und Qualität streng zu scheiden in Bezug auf Bejahung und Verneinung, will Kant eine allgemeine und eine transscendentale Logik scheiden — eine Scheidung, deren Berechtigung wir nicht zugestehen können. Attribute mit der Vorsilbe „un-“ hat Kant übrigens, soviel wir wissen, nie für Merkzeichen des unendlichen Urtheils erklärt, das haben erst seine Nachfolger gethan, indem sie ein neues Versehen zu dem des Meisters hinzufügten. Auch hat sich dieser von solch haarsträubenden Formeln, wie: „A ist Alles andere, nur B nicht,“ zur Bezeichnung des unendlichen Urtheils fern gehalten; vielmehr hat er erklärt, dass das Subject des unendlichen Urtheils ausser der Sphäre des Prädicatbegriffs „in der unendlichen Sphäre irgendwo liege“ — irgendwo, also nicht: überall, während obige Formel diess letztere zu behaupten Miene macht —; und dass ein derartiges Urtheil demnach „die Sphäre des Prädicats als beschränkt“ vorstelle. Wie freilich diese Behauptung des Beschränktseins mit jener anderen der Unendlichkeit sich zusammenreimen lässt, ist uns ein Räthsel; und wir können nicht begreifen, wie es möglich war, dass Kant die alte scholastische Behauptung von „propositiones infinitae“ nicht als das erkannte, was sie sicher ist, nämlich als einen philosophischen Wahn, als ein idolum theatri (mit Baco zu reden).

Allerdings negative Begriffe, wie die oben angeführten: Unmasse, Unzahl, Unsumme — sind in sich unendliche Begriffe, wenn auch in der wirklichen Anwendung die Behauptung der Unendlichkeit nur hyperbolisch zu sein pflegt; aber das liegt nicht in ihrer logischen Form, die sprachlich durch die Vorsilbe „Un-“ sich darstellte, sondern in ihrer Materie, die dem Gebiete der apriorischen Anschauung entstammt. Nimmt man Begriffe in gleicher Sprachform, aber aus anderem Gebiete, wie Unlust, Untugend, Ungeduld, Unthier, Unmensch, Unding — so ergibt sich, dass denen nichts Unendliches anhaftet, wie es doch sein müsste, wenn bei den zuerst angeführten die Unendlichkeit auf Rechnung der Form käme.

Wunderlich klingt auch, was Trendelenburg (L. U. II S. 153) sagt: „Die Sprachen vermischen in ihren Zeichen den Unterschied der reinen Verneinung, des Mangels und des Gegensatzes, wie z. B. das Lateinische in impar (reine Verneinung), immemor (Mangel dessen, was hätte sein sollen oder sein können), impius (Mangel und Gegensatz). Es ist nicht unnütz, dass die Logik das Verständniss des unbestimmten grammatischen Zeichens schärfe.“ — Wir meinen, dass der Philosoph mit solchen Ausführungen nicht das Verständniss schärft, sondern es raubt oder verwirrt. Und warum denn gerade das Latein beschuldigen? Dasselbe ist nicht schuldiger im Darstellen negativer Begriffe, wie jede andere Sprache. Alle drei Begriffe sind negative; das ist das Einzige, was logisch sich über sie sagen lässt. Dem, was mit Recht „ungleich, impar“ genannt wird, mangelt die Eigenschaft der Gleichheit und es steht im Gegensatz zu Allem, was diese Eigenschaft besitzt. Einer, der „uneingedenk, immemor“ ist, steht im Gegensatz zu Allen, die eingedenk sind (etwa erhaltener Wohlthaten etc.) Wer, wie Trendelenburg, die Contrarietät auf den Endpunkten des genus sucht (vergl. Cap. 26 dieser unserer eigenen Schrift), muss einräumen, dass par und impar, memor und immemor, pius und impius sammt und sonders conträre Begriffe sind, weil sie eben die Endpunkte eines genus darstellen. Was den Philosophen treibt, solche Unterschiede unter den negativen Begriffen zu suchen und gerade dem so klaren Latein den Fehdehandschuh hinzuwerfen, ist uns unerklärlich.

7.

Hegel'sche Ansichten.

In eigenthümlicher Weise hat sich Hegel den obscuren Begriff des unendlichen Urtheils zu eigen gemacht. Er sagt in seiner „subjectiven Logik“ (Werke. 5. Band. Berlin 1834. S. 90): „Der Name des unendlichen Urtheils pflegt in den gewöhnlichen Logiken zwar aufgeführt zu werden, aber ohne dass es eben deutlich würde, was es mit demselben für eine Bewandtniss habe. — Beispiele von negativ-unendlichen Urtheilen sind leicht zu haben, indem Bestimmungen zu Subject und Prädicat negativ verbunden werden, deren eine nicht nur die Bestimmtheit der anderen nicht, sondern auch ihre allgemeine Sphäre nicht enthält; also z. B. der Geist nicht roth, gelb u. s. f., nicht sauer, kalisch u. s. f., die Rose ist kein Elephant, der Verstand ist kein Tisch und dergl. — Diese Urtheile sind richtig oder wahr, wie man es nennt, aber einer solchen Wahrheit ungeachtet widersinnig und abgeschmackt. — Oder vielmehr sie sind keine Urtheile.“

Warum sind sie denn keine Urtheile? fragen wir. Sie haben doch Subject und Prädicat. Die Logik muss jede sprachlich erlaubte Verbindung von Subject und Prädicat als Urtheil gelten lassen, und wenn dieselbe einer bestimmten menschlichen Erkenntniss-Sphäre gegenüber noch so abgeschmackt wäre, das geht die Logik nichts an.

Weiter aber führt Hegel „reellere Beispiele“ für das unendliche Urtheil an und nennt als solche: „die böse Handlung“ und „das Verbrechen.“ — Aber wo sind denn bei diesen sittlich-socialen Begriffen die Kennzeichen des Urtheils? wo ist Subject und wo Prädicat? Wahrhaftig wenn die Logik erst eine Fundamental-Unterscheidung, wie die zwischen Begriff und Urtheil, umstösst, dann hat sie sich selbst in dem Verstande, dem solches möglich ist, den Todesstoss gegeben. Dabei hört jede Kritik auf.

Dagegen hat schon Hegel — wie mir erst nach Abschluss der eigenen Forschung aufgefallen ist — in seiner „subjectiven Logik“ die richtigen Bezeichnungen: positives und negatives Urtheil — für bejahendes und verneinendes bei Kant geboten, und seine Schüler sind ihm bereits im Gebrauch dieser termini

gefolgt. Aber auch nicht mehr als die richtigen, durch die Sache selbst geforderten Namen hat er aufgefunden; das Wesen der Formen hat er entschieden nicht begriffen. Die Art und Weise, wie er die von Kant überkommene Tafel der logischen Urtheilformen für sich zurecht zu machen und aus der Verschiebung der Momente Capital zu schlagen versucht hat, ist so grundlos, dass es für die Kritik überflüssig wäre, eine ernste Widerlegung zu versuchen. Nur einige Bemerkungen wollen wir machen. Hegel verwechselt mit allen Philosophen von Kant bis heute die qualitativen Formen; er erklärt die Form, die wir als die limitirte gefunden haben, für „negativ," verwechselt sie wieder mit der negativen Form im Moment der Modalität und sagt (a. a. O. S. 87):

„Das negative Urtheil ist also nicht die totale Negation; die allgemeine Sphäre, welche das Prädikat enthält, bleibt noch bestehen; die Beziehung des Subjects auf das Prädikat ist daher wesentlich noch positiv; die noch gebliebene Bestimmung des Prädikats ist eben so sehr Beziehung. — Wenn z. B. gesagt wird, die Rose ist nicht roth, so wird damit nur die Bestimmtheit des Prädikats negirt, und von der Allgemeinheit, die ihm gleichfalls zukommt, abgetrennt; die allgemeine Sphäre, die Farbe, ist erhalten; wenn die Rose nicht roth ist, so wird dabei angenommen, dass sie eine Farbe und eine andere Farbe habe; nach dieser allgemeinen Sphäre ist das Urtheil noch positiv."

Welch seltsame Schlüsse zieht doch diese Logik! Es könnte mit gleichem logischen Recht auch das Urtheil gebildet werden: Des Menschen Seele ist nicht roth. Diess wäre ebenso, wie das obige Urtheil von der Rose, nach dem sicheren Ergebniss unserer Untersuchungen, sobald das „nicht" wirklich betont ist, qualitativ positiv, assertorisch-verneint aber im Moment der Modalität; von gleicher logischer Geltung, wie jenes, in beiden Momenten. Wenn Hegel sein Urtheil von der Rose für „negativ," unseres von der Seele aber für „unendlich" erklären will, so hat er dabei nichts weiter zu seinen Gunsten, als dass seiner Logik nun einmal Alles möglich ist, darnach sie gelüstet. Man hätte wahrhaftig, wenn unser Urtheil von der Seele gebildet ist, kein Recht zu schliessen, dass um der Möglichkeit solch eines Urtheils willen die menschliche Seele also doch gefärbt sein müsse, wenn auch nicht rothe, so doch vielleicht gelbe oder weisse Farbe haben müsse. Dass kein Verständiger solch ein

Urtheil wie: Des Menschen Seele ist nicht roth — zu bilden sich bewogen finden wird, ergibt sich aus der Vorstellung von dem, was „Seele“ sei, wie auch der Beschränkteste sie hat. Diese Vorstellung aber hat nicht die Logik gebildet, sondern die Erfahrung des Lebens, und das Urtheil mit „ist nicht roth“ erscheint nicht vor der Logik, wohl aber vor der Lebenserfahrung als thöricht. Dass beim Urtheil von der Rose die Sphäre der Farbe erhalten bleibt, ist nicht ein Ergebniss der Logik, sondern der Anschauung und Erfahrung.

Wie wenig Hegel im Stande war, logische Unterschiede aufzufassen und von der scharfen Scheidung in der Kantischen Urtheiltafel irgend welchen verständigen Gebrauch zu machen, beweist auch die Art und Weise, wie er das positive und „kategorische“ Urtheil scheiden will, und darauf sei uns gestattet, etwas näher einzugehen. Er erklärt (a. a. O. S. 102) die Urtheile:

a) die Rose ist roth und a) dieser Ring ist gelb — für positiv,

die anderen:

b) die Rose ist eine Pflanze und b) dieser Ring ist Gold — für kategorisch

und sagt: Wenn solche Urtheile „in Eine Klasse zusammengeworfen, und eine so äusserliche Eigenschaft, wie die Farbe einer Blume als ein gleiches Prädikat mit ihrer vegetabilischen Natur genommen wird, so wird ein Unterschied übersehen, der dem gemeinsten Auffassen auffallen muss.“

Prüfen wir die Beispiele, um den wahren Sachbestand darzulegen.

Alle obigen vier Urtheile sind positiv, im Moment der Qualität lassen sie sich nicht unterscheiden. Die beiden Urtheile von der Rose unterscheiden sich allerdings, aber zunächst noch nicht logisch, sondern metaphysisch. Bei a ist nämlich das Subject ein Gegenstand der Anschauung, der unter den Begriff „Rose“ fällt — „diese Rose“ sollte es genauer heissen;“ bei b ist Subject der Begriff selbst — „jede Rose“; und bei a ist das Attribut ein Eigenschafts-, bei b ist es ein Wesens-Begriff (wenn auch beide Begriffe hier logisch als Qualitäten der Rose betrachtet sind). Diess Beides sind Unterscheidungen, die nur die angewandte Metaphysik machen kann, denn die Metaphysik sondert die Gebiete der Anschauung und des Verstandes,

sie benutzt die Kategorien Wesen und Eigenschaft. Ausserdem sagt uns noch die Erfahrung, dass im Satz a die Rose — die Blüthe der Pflanze, in b die ganze Pflanze bedeutet. — Logisch sind die Urtheile a und b über die Rose bei bestimmter Formulirung allerdings auch nicht vollkommen gleich [man bemerke, wie wir hier genöthigt sind zu limitiren]: im Moment der Quantität ist a ein einzelnes; b auf scharfe Form gebracht (jede Rose ist eine Pflanze) ein allgemeines Urtheil; und im Moment der Modalität ist a assertorisch, b apodictisch (genau: muss eine Pflanze sein); aber in den Momenten der Qualität und Relation sind sie gleich, beide nämlich sind positiv und kategorisch; und nur eine Logik, die nicht weiss was sie redet, kann sie in diesen beiden Momenten scheiden wollen. Die physisch-metaphysische Betrachtung muss erst beide Urtheile auf präcise Sprachform bringen: a) Diese Rosenblüthe ist roth, d. h. existirt mit rother Färbung; b) jeder Rosenstock muss eine Pflanze sein — und nun tritt der logische Unterschied hervor. Oft liegt die logische Verschiedenheit unter ungenauer sprachlicher Form verborgen.

Anders verhält es sich mit den Beispielen vom Ring. a und b sind hier beiderseits einzelne Urtheile, assertorische, positive, kategorische — also logisch gar nicht zu scheiden. Ihr einziger Unterschied besteht darin, dass bei a das Attribut ein Eigenschafts-, bei b ein Wesens-Begriff ist; diesen Unterschied weist aber blos die auf Naturbeschreibung angewandte Metaphysik nach, keineswegs die Logik.

Dass Hegel den Unterschied zwischen Logik und Metaphysik überhaupt nicht gelten lassen will, entschuldigt ihn keineswegs, denn wenn er nicht sein eigenes Denk- und Erkenntnissvermögen verkannt hätte, hätte er — nach Kant kommend — diesen Unterschied nimmermehr fahren lassen können.

Mitunter findet ja (wie das Sprichwort sagt) auch eine blinde Taube eine Erbse. Wer aber von dem grossen Logiker Hegel stichhaltige logische Unterscheidungen lernen wollte, der würde sich bemühen, Trauben zu lesen von den Dornen.

8.

Aus Dr. Rumpel's Propädeutik.

Non posse und posse non.

Unterrichtend ist auch die Weise, wie Dr. Th. Rumpel in seiner zur Grundlage für den Gymnasial-Unterricht bestimmten „philosophischen Propädeutik“ (Gütersloh 1866) unsern Gegenstand behandelt. Wir zollen der Rumpel'schen Schrift mit Rücksicht auf das ernste wissenschftliche Streben, dem sie entsprossen, verdientes Lob; es wäre anderen gleich fest im Christlichen Glauben wurzelnden Gelehrten der reinen Wissenschaft gegenüber ein gleiches Streben zu wünschen. Thatsächlich aber kranken die dort angestellten Untersuchungen auch noch an den hergebrachten Uebeln. Unsere Aufforderung, überlieferten logischen Irrthümern zu entsagen, muss auch an den praktisch wie wissenschaftlich so verdienten Director des Gymnasiums zu Gütersloh mit gerichtet werden.

Er führt die Eintheilungen der Kantischen Tafel der logischen Urtheilformen — die er unrichtig als „s. g. Kategorientafel“ namhaft macht — nur mit Zurückhaltung und mehr im historischen Interesse vor: „Nach der Qualität sind alle Urtheile entweder bejahende (positive), wenn dem Subjecte das Prädicat zugesprochen wird (das Haus ist gross), oder verneinende (negative), wenn ihm dasselbe abgesprochen wird (Cajus ist nicht weise), oder unbestimmte (unendliche, zuweilen auch limitirende genannt) wenn das Prädicat ein negativer Begriff ist (Cajus ist unweise). Den Unterschied zwischen verneinenden und unbestimmten Urtheilen erkennt man am Deutlichsten in den Fällen, wo das Prädicat in Copula und Attribut aufgelöst ist; im verneinenden Urtheil wird die Copula, im unbestimmten das Attribut negirt; Cajus non est sapiens, Cajus est non sapiens. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch haben die unbestimmten meist einen ganz positiven Sinn bekommen; „er ist undankbar“ sagt mehr aus als „er ist nicht dankbar.“ Nur in der Wissenschaft braucht man zuweilen diese beiden Formen des Urtheils, um scharfe Unterschiede zu machen: deus non potest peccare ist ein verneinendes Urtheil; wenn man aber von den ersten Menschen vor dem Sündenfalle sagt: possunt non

peccare (es ist die Möglichkeit vorhanden, dass sie nicht sündigen), so ist das ein unbestimmtes Urtheil.“ (S. 39 f.)

Hier haben wir dieselbe fehlerhafte Darstellung, wie sie allerorten uns entgegentritt, nur die berühmte Formel Nicht-B wird hier nicht verwandt; aber Dr. Rumpel legt die fehlerhafte Auffassung, die sich bei Anderen hinter den Worten verbirgt, offen zu Tage: „Im verneinenden Urtheil wird die Copula, im unbestimmten das Attribut negirt.“ Da nun im Kantischen Sinn das Moment*) der Qualität nur mit den Attributen, nicht aber mit der Copula zu schaffen hat; da das die Copula Betreffende nur in die Momente der Relation und Modalität gehören kann: ist hier der Fehler aufgedeckt, wenn auch vom Verfasser noch nicht erkannt. Warum soll denn aber die Form mit negirtem Attribut, bei der das Prädicat „ein negativer Begriff“ ist (wie R. selbst zugesteht und ganz richtig sieht) unendlich oder limitirend oder unbestimmt heissen? Diese Form ist doch offenbar selbst die qualitativ-negative, eben weil sie im negativen Begriff sich darstellt!

Wir gehen weiter auf die gebotenen lateinischen Beispiele ein. Wir haben oben, wo wir die Ausprägung der qualitativen Formen in der deutschen Sprache untersuchten, das Latein nicht beigezogen, um uns hier von Dr. Rumpel auf dasselbe hinweisen zu lassen, dessen Darstellung aber zu berichtigen. Im Latein tritt der Unterschied der qualitativen Formen sehr bestimmt und deutlich hervor.

Dem deutschen Satz:

Cajus ist unweise entspricht keineswegs, wie R. andeutet, der lateinische: Cajus est non sapiens, sondern er muss wiedergegeben werden offenbar durch:

Cajus est insipiens. Dieser Satz ist negativ. Der andere dagegen:

Cajus est non sapiens ist limitirt, sowie im deutschen:

---

*) R. gebraucht fälschlich für „Moment“ schon die Bezeichnung „Kategorie“; diese und ähnliche Wortverwechselungen findet man auch bei anderen Philosophen. Wir müssen gegen dieselben energisch protestiren, denn nur bei festem Gebrauch der termini technici kann die Philosophie bestehen. Kant schwankt allerdings selbst noch im Gebrauch der Bezeichnungen „Titel“ und „Moment“, aber die Bezeichnung „Kategorie“ hat bei ihm schon eine feste Stellung, und diese müssen wir gegen jede Leichtfertigkeit im Ausdruck mit aller Macht vertheidigen.

Cajus ist nicht-weise. Und wo kommen wir nun mit dem Satz hin:

Cajus non est sapiens —? Dieser ist im Moment der Qualität positiv (so gut wie der Satz ohne non: Cajus est sapiens), aber im Moment der Modalität assertorisch-negirt, wie der Satz:

Cajus ist nicht weise, den man im Widerspruch zu der ausgesprochenen Behauptung aufstellt: „er ist's."

Das non vor dem Attribut ist also qualitativ, das non vor der Copula ist modalisch. Wie wir im Deutschen durch Betonung oder Nichtbetonung der Negation ihre Zugehörigkeit zum Moment der Modalität oder Qualität unterscheiden, so unterscheidet der Lateiner dieselbe durch die Stellung der Negation entweder vor die Copula oder vor das Attribut. — Wem also unsere Nachweisungen für das Deutsche noch zweifelhaft bleiben, der prüfe sie am Latein, und er wird und er muss uns Recht geben.

Im Griechischen dagegen unterscheiden sich die beiden Formeln *μὴ ἀνθρώπῳ εἶναι* und *μὴ εἶναι ἀνθρώπῳ* (Aristot. Metaph. IV, 4, 27) nur sprachlich, nicht logisch; sowie auch die beiden deutschen Formeln: „kein Mensch sein" und „nicht Mensch sein", sprachlich verschieden, logisch denselben Inhalt haben. Das *μή* in der ersten Formel gehört zu *εἶναι*, nicht zu *ἀνθρώπῳ*, denn der Begriff „Mensch" kann wohl logisch als Attribut ausgesagt werden, ist aber als Wesensbegriff (metaphysisch betrachtet) einer Limitation oder einer Bestimmung durch beigefügtes modalisches Nicht — nicht fähig. Und sollte wirklich Aristoteles in den beiden sprachlich verschiedenen Formeln eine verschiedene logische Bedeutung vermuthet haben, so hat er sich darin einfach geirrt.

Der Satz: „er ist undankbar" sagt auch nach Dr. Rumpel mehr aus, als der andere: „er ist nicht-dankbar." Ganz richtig; das kommt daher, weil dieser nur die Limitation des Positiven, jener aber die entschiedene Negative enthält. Dürfte man aber nun den mehr-aussagenden Satz für unbestimmt oder limitirt, den weniger-aussagenden für negativ halten?

Auch die zuletzt noch angegebenen beiden Beispiele Dr. Rumpel's sollen uns dienen, um unsererseits uns in der erlangten Auffassung zu befestigen. Der Autor erklärt:

a) deus non potest peccare für ein negatives Urtheil;

b) possunt non peccare für das Prädicat eines unbestimmten Urtheils.

Unsere Beurtheilung findet dagegen: peccare in a ist qualitative Positive, die durch die Kraft der Copula „non potest" modalisch, und zwar problematisch negirt ist. Für non potest könnte auch gesagt werden: nequit; und wiewohl die Sprache im Gebrauch beider Ausdrücke einen Unterschied macht zwischen der Unmöglichkeit, die im Zustand des Subjectes liegt, und der, die durch die äusseren Verhältnisse bedingt ist, bliebe doch auch bei nequeo dieselbe logische Bedeutung: auch diess Wort negirt problematisch.

Non peccare in b dagegen ist qualitative Negative, die durch „possunt" modalisch, und zwar gleichfalls problematisch affirmirt ist. Limitation oder Unendlichkeit hat in keinem der beiden Sätze statt; die Unbestimmtheit aber von b liegt nicht im Moment der Qualität (nicht sündigen, d. h. heilig sein und bleiben — ist ein sehr bestimmter Begriff), sondern in dem der Modalität, alles problematisch-Affirmirte ist ein Unbestimmtes.

Es ergibt sich uns hier, dass allerdings auch im non (in der selbständigen Negation) die qualitative Negative ausgeprägt werden kann; es ist diess aber nur in ganz bestimmter Verbindung der Fall, wenn es nämlich zum Infinitiv oder Gerundium eines Zeitworts gesetzt wird und diese dann als selbständige grammatische Satzbestandtheile dastehen. Diess tritt deutlich hervor, wenn die eigentliche Copula in problematischem oder apodictischem Zeitwort sich darstellt, der Infinitiv aber zu diesem hinzutritt. non peccare heisst dann soviel wie: ohne Sünde sein, unsündlich sein und unsündlich bleiben. In diesen letzteren Formen aber tritt uns deutlich die qualitative Negative entgegen.

Den Fall des non vor dem Gerundium sei uns gestattet an einem uns eben gegenwärtigen, dem Inhalt nach mit den Rumpel'schen Sätzen verwandten Beispiel zu belegen. In Anselm's cur deus homo I, 18, 31 findet sich von den ersten Menschen der Satz: Habebant enim in paradiso quandam immortalitatem i. e. potestatem non moriendi, sed non erat immortalis haec potestas, quia poterat mori, ut scilicet ipsi non possent mori.

potestas non moriendi ist das „posse non mori“ in grammatische Substantiv-Form gegossen, wobei der Infinitiv in's Gerundium übergeht. So ist non moriendi qualitative Negative: Vermögen unsterblich zu sein und zu bleiben. In der That soll der Ausdruck auch den entschieden negativen Begriff immortalitas erklären, die aber als quaedam bezeichnet ist, weil sie nur problematisch, nicht assertorisch affirmirt ist, weil es sich um ein bloses „Vermögen“ handelt. In den folgenden Sätzen: non erat immortalis und: ut non possent mori hat dann das non als Beisatz zur Copula entschieden modalische Kraft, unterliegt keiner qualitativen Beurtheilung mehr.

Wir behaupten: es ist nicht möglich ohne sichere Kenntniss der Kantischen Tafel der logischen Urtheilformen (und zwar der von uns gereinigten Tafel) sich aus dem Gewirr der sprachlichen Formen sicher herauszufinden. Bei Verachtung der Tafel, die eine der grössten wissenschaftlichen Errungenschaften aller Zeiten ist, und allerdings auch noch bei gläubigem Hinnehmen ihrer Fehler im Moment der Qualität, sind Irrthümer und Missverständnisse, wie die Erfahrung bei den Gelehrtesten zeigt, rein unvermeidlich gewesen. —

Dr. Rumpel will (a. a. O. S. 33) einen Unterschied machen zwischen dem logischen Urtheil und dem grammatischen Satz. Im letzteren werde „nur Zufälliges oder Unwesentliches vom Subject prädicirt“, in ersterem dagegen „etwas, was in dem Wesen des Subjects liegt oder sein Wesen darlegt.“ So sollen z. B. „der Knabe hat sein Bein gebrochen; dieser Bauer ist ertrunken“ nicht logische Urtheile, sondern nur grammatische Sätze sein. Er erklärt, dass zur Kennzeichnung des logischen Urtheils der alte Satz ganz richtig sei: quod in subjecto implicite est, est in praedicato explicite. Dieser Satz gilt nun nach unserer Ueberzeugung nur zur Kennzeichnung der Urtheile, die wir mit Kant analytische nennen, bei den synthetischen trifft er nicht zu. Und so zeigt es sich denn, dass diese Unterscheidung zwischen logischen Urtheilen und blosen grammatischen Sätzen der unsrigen zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen entsprechen würde. Wir sprechen nun unsererseits den analytischen den Namen „Urtheile“ nicht ab, können ihn gar nicht absprechen; da aber unsere Erkenntnisse durch Fällen nicht von analytischen, sondern von synthetischen Urtheilen wachsen, und wir doch gewiss besonders darum urtheilen, um in Erkennt-

nissen zu wachsen:*) so ist klar, dass wir mit grösserem Recht die Sache umdrehen und die Rumpel'schen Sätze „Urtheile," seine Urtheile aber „blose Sätze" nennen könnten. Die ganze Unterscheidung aber ist logisch unberechtigt; jeder grammatische (d. h. sprachlich-richtig ausgeprägte) Satz ist ein Urtheil für die logische Betrachtung, und jedes logische Urtheil muss sprachlich ein Satz sein. Die Logik als reine Denkwissenschaft beurtheilt alle möglichen Urtheile, kraft des Amtes, das ihr gegeben ist, von Rechts wegen.

9.

Der Unterschied zwischen qualitativer und modalischer Bejahung und Verneinung bei Kant.

Den Unterschied selbst zwischen qualitativer und modalischer Bejahung und Verneinung hat Kant eingesehen, nur für die Tafel der logischen Urtheilformen aus dieser Einsicht keinen wirklichen Nutzen gezogen.

In der Kritik der reinen Vernunft (Abschnitt: vom transscendentalen Ideal) unterscheidet er logische und transscendentale Verneinung. Die erstere ist das, was wir Negative im Moment der Qualität nennen, nur dass Kant dieselbe wieder mit der limitirten Form (wie wir sie nachgewiesen haben) verwechselt. Die zweite ist unsere modalische Negation. Wir müssten gerade diese zweite, die Kant transscendental nennt, als die logische bezeichnen, wenn wir diese Bezeichnung überhaupt anwenden wollten. Da aber die Logik nicht selbst das Moment der Modalität macht, sondern nur aus diesem Moment entspringt, können wir den Ausdruck „logische Negation" nicht gebrauchen, sondern müssen bei der Bezeichnung „modalisch" stehen bleiben.

Cartesius und Leibniz, ja schon Anselmus, hatten die Existenz eines Dinges als „eine Realität neben anderen Realitäten" betrachtet, wenigstens als ein Merkmal,

---

*) Dr. R. selbst erklärt für den „Zweck alles Urtheilens, das Subject zu erkennen oder andere es erkennen zu lassen."

wodurch der Begriff eines Dinges seinem Inhalt nach wächst, und hatten so a priori aus der Bestimmung des Gottesbegriffs als Begriffs vom vollkommensten Wesen (vom „All der Realitäten“) auch die Existenz des Gottwesens erschliessen zu können gemeint; denn — so urtheilten sie — würde die Existenz ausgeschlossen gedacht, so wäre etwas zur Vollkommenheit Gehöriges (eine Realität) ausgeschlossen, und es kann das doch beim vollkommensten Wesen, wie schon aus seinem Begriffe folgt, nicht der Fall sein.

In dem Abschnitt der Kritik der reinen Vernunft „von der Unmöglichkeit eines ontologischen Beweises vom Daseyn Gottes“ weist dagegen Kant nach, dass jener Schluss falsch ist. Ich kann einem Dinge alle möglichen Realitäten [wir müssten sagen: positive Attribute] zuschreiben und es bleibt doch nur ein Ding in Gedanken, über dessen wirkliches Dasein dadurch nicht das mindeste ausgemacht wird. „Hundert wirkliche Thaler enthalten nicht das Mindeste mehr als hundert mögliche.“ So enthält auch ein wirkliches „allerrealstes Wesen“ nicht mehr, als ein blos mögliches. So muss, wenn die Möglichkeit vorausgesetzt ist, die Wirklichkeit eines solchen „Alls der Realitäten“ (Gottes) erst sonst woher erwiesen sein, ehe sie bewiesen ist. „Seyn ist offenbar kein reales Prädicat.“ „Ein jeder Existenzialsatz ist synthetisch,“ d. h. die Existenz eines Dinges lässt sich nicht aus der Begriffsbestimmung desselben analysiren (ebensowenig als seine Nichtexistenz), sondern muss durch eine besondere Synthesis nachgewiesen werden; diese Synthesis aber wird bei Gegenständen der äusseren Natur in der Erfahrung der Sinne gemacht. Zum Einhorn und zum Greif gehören ebensoviele positive Prädicatsbegriffe, wenn beide Thiere nicht existiren, wie wenn sie existiren; über ihre Existenz kann nicht das Denken, sondern nur die Erfahrung entscheiden. Ein Dreieck hat 3 Winkel = 2 Rechten, es mag existiren oder nicht existiren. Die Mathematik sieht von aller Existenz ab, handelt stets blos von Möglichkeiten und ist doch die sicherste Wissenschaft, da ihre Möglichkeiten sich sofort zu Nothwendigkeiten gestalten.

Bei dem Umstossen des ontologischen Beweises leitet also Kant die Erkenntniss, dass es modalische Bejahung und Verneinung gibt, die von der qualitativen (d. h. von positiver und negativer Prädicatsbestimmung) wohl zu scheiden ist. Die Kate-

gorientafel zeigt auch im Moment der Modalität, dass Kant solches weiss, aber die Tafel der logischen Urtheilsformen lässt uns darüber, für sich betrachtet, im Unklaren. Zwar schreibt er in Nr. 4 der Verwahrungen hinter der Urtheiltafel: „Problematische Urtheile sind solche, wo man das Bejahen oder Verneinen als blos möglich (beliebig) annimmt. Assertorische, da es als wirklich (wahr) betrachtet wird. Apodictische, in denen man es als nothwendig ansieht"; aber diess Hinweisen auf (modalisches) Bejahen und Verneinen hat ihn keineswegs wegen der Bezeichnungen „bejahende und verneinende Form" im Moment der Qualität bedenklich gemacht.

Es ist uns nicht unbekannt, Manche stellen es in Abrede, dass Kant wirklich den ontologischen Beweis aus den Angeln gehoben habe. Zu diesen gehört auch Dr. Rumpel in seiner Propädeutik, welcher der Ansicht ist, „dass auch die Logik Gottes Dasein auf's Unwidersprechlichste beweist" (§ 55). Nun wahrhaftig wir wissen Dr. Rumpel's Christliche Gewissheit und Glaubensfreudigkeit zu schätzen; er täuscht sich aber über die Logik und ihre Macht. Wenn die Logik uns nicht einmal sagen kann, ob einst feuerspeiende Drachen gewesen sind, oder ob das Erdinnere wirklich von einem brennenden Feuerstrom erfüllt ist, wie soll sie doch uns das Höchste und Grösste sagen können, ob Gott ist! Nicht eine wissenschaftlich-logische, sondern eine moralisch-gläubige Gewissheit wohnt im Herzen des Propädeutikers, die nur insofern auch als logisch sich bezeichnen lässt, als keine Logik sie umstürzen kann. Und wenn wir Menschenkinder eine solche Gewissheit doch alle hätten! Eine wissenschaftlich-logische könnte uns ja auch nichts helfen, könnte uns nicht selig machen. — Dass die Phantasie alle ihre Bilder aus gegebenem Material zusammenstellt, wissen wir wohl, kann sie aber nicht auch das Bild Gottes aus Gegebenem gebildet haben? Ist nicht jede Vorstellung des göttlichen Wesens anthropomorphisch und anthropopathisch? Sagt nicht schon der Dichter mit Recht: In seinen Göttern malt sich der Mensch! und tritt nicht Feuerbach uns entgegen mit der Behauptung, dass wir im Spiegel gleichsam vor uns unser eigenes Menschenbild schauen und diess unser eigenes Bild für das Bild Gottes halten!? Feuerbach hat Dr. Rumpel's Darstellung bereits widerlegt, insofern er eine andere Auffassung als denkbar, als möglich darstellt; ist aber eine an-

dere möglich (wenn auch jeder Verständige sie thatsächlich verwerfen sollte), so fällt die Nothwendigkeit der Rumpel'schen dahin und mit der Nothwendigkeit die behauptete „Unwidersprechlichkeit." Mit der Logik aber hat diese Auffassung überhaupt nichts zu thun, weil die Logik nach dem Ursprung der Begriffe nichts zu fragen hat und denselben nicht nachweisen kann. Allen, welche die Kantische Zurückweisung des ontologischen Beweises nicht anerkennen, fehlt es an einem deutlichen Begriffe dessen, was die Logik überhaupt ist und sein kann. —

Aus der Einsicht Kant's in den Unterschied zwischen qualitativer und modalischer Verneinung erklärt sich aber, wie eigentlich die Kantianer — und unter diese dürfen wir hier auch den sonst Kritik übenden Dr. Kuno Fischer mitzählen — zu ihrer vollständigen Verwechselung der negativen und limitirten Form im Moment der Qualität kommen konnten. Sie fanden nämlich das zur Copula gehörige, modalische „nicht" mit entschieden verneinender Kraft; nun meinten sie, das „nicht" beim Qualitätsbegriffe müsse doch offenbar dieselbe Kraft, also verneinende haben; auf die verschiedene Betonung, die in deutscher Sprache den Unterschied kenntlich macht, achteten sie nicht; und so suchten sie nun, indem sie Attribute durch „nicht" verneint dachten, die wirkliche qualitative Negative (wie wir sie nachgewiesen) als limitirte oder unendliche Form zu scheiden, wobei sie sich von dem rein in der Luft schwebenden Namen „unendlich" täuschen liessen.

Auf der anderen Seite war Kant selbst schon vor Aufstellung seines epochemachenden Systems dazu gelangt, die Negative im Moment der Qualität zu erkennen, ja haarscharf darzulegen; aber er hat seltsamer Weise von dieser seiner früheren Errungenschaft später keinen Gebrauch mehr gemacht. Seinem „Versuch den Begriff der negativen Grössen in die Weltweisheit einzuführen" (Königsberg 1763. vergl. Kuno Fischer: Kant I S. 166 ff.) liegt wesentlich das Bedürfniss zu Grunde, die modalische Verneinung (d. h. die Behauptung der Nichtexistenz) zu scheiden von der qualitativen. Diese letztere bezeichnet er als negativen „Realgrund", „negative Grösse". Vollständig klar über Ziel und Bedeutung seiner Untersuchung ist er sich wohl nicht gewesen, aber er befindet sich auf dem

besten Wege zum richtigen Ziele. Auf keinen Fall wird von Trendelenburg (L. U. II S. 153 Anm.) mit Recht gegen ihn die Beschuldigung erhoben, in der genannten Schrift „verwirre“ er den hergebrachten „Sprachgebrauch“. Kant hätte vielmehr die Ergebnisse seiner damaligen Untersuchungen sich nicht wieder durch den philosophischen Sprachgebrauch, der mit sich selbst nicht im Reinen ist, verwirren lassen sollen. Der physicalische Begriff der Undurchdringlichkeit, der psychologische der Unlust, der moralische der Untugend sind in der That auch nach unseren Untersuchungen qualitative Verneinungen oder besser negative Begriffe, und nicht zu verwechseln mit modalischer Verneinung. Mit Recht nennt Kant die Unlust negative Lust, die Untugend negative Tugend, die Verabscheuung negative Begierde, die Hässlichkeit negative Schönheit, den Hass negative Liebe. Die letzten drei Begriffe kann die metaphysische Betrachtung so bezeichnen, wenn sie auch sprachlich positive Form haben.

Modalisch verneint ist der Satz: Ich habe keine Lust, das und das zu thun. Daraus aber folgt noch nicht, dass ich Unlust empfinde. Bei „keine Lust“ ist die Seele tabula rasa; bei Unlust ist sie erregt, nur nicht von angenehmen, sondern von unangenehmen Gefühlen. Der Satz: Ich empfinde keine Unlust — enthält modalische Verneinung der qualitativen Negative. So ist denn diese letztere allerdings eine negative Grösse. Es folgt aber aus der Behauptung Kant's, Begriffe von der angeführten Art seien negative (und nicht etwa limitirte) Grössen: dass Diejenigen entschieden vom rechten Wege abgekommen sind, welche Sätze mit „Unlust, Untugend“ und derartigen Begriffen für limitirte (oder nach ihrem Sprachgebrauch: unendliche) Urtheile erklären wollen. Kant selbst ist sich nie völlig klar geworden, wiewohl er von verschiedenen Seiten her dem wirklichen Sachbestand nahe gekommen war.

10.

Wiederholte Darlegung des Sachbestandes.

Versuchen wir im Folgenden den wirklichen Sachbestand nochmals entschieden darzulegen, um wo möglich allen Zweifel zu beseitigen.

Sage ich:

Der Gegenstand, der dort sich bewegt, ist kein Mensch, so habe ich ein assertorisch-negirtes, übrigens qualitativ-positives Urtheil gefällt; sage ich aber:

Nero war ein Unmensch, so ist das Urtheil qualitativ-negativ, übrigens assertorisch-affirmirt. Das Urtheil endlich:

Titus war kein Unmensch, ist qualitativ-negativ und zugleich assertorisch-negirt. Solche Beispiele machen wohl den Unterschied völlig klar.

Zuweilen wird auch die modalische Negation sprachlich (vergl. S. 41) in einen Prädicatsbegriff gepresst; z. B. wenn Göthe an Lavater schreibt: er sei zwar kein Widerchrist, auch kein Unchrist, doch ein dezidirter Nichtchrist. Ich bin kein Unchrist — ist modalische Negation der qualitativen Negative; ich bin ein Nichtchrist — ist sprachliche Verhüllung des deutlichern Urtheils: ich bin kein Christ, also modalische Negation des Positiven. Der Begriff Widerchrist endlich enthält die nur in bestimmter Erfahrung nachzuweisende bewusste Feindschaft, den bewussten Hass gegen alles Christliche in sich beschlossen. Göthe will sagen, dass sein inwendiger Mensch in Bezug auf das Christenthum vollständig tabula rasa ist, er will nach allen Seiten hin modalisch negiren; darum negirt er die Positive, die Negative (die unbewusst vorhanden sein kann) und auch die bewusste Feindschaft. Durch den Beisatz „dizidirt“ aber soll die Möglichkeit abgeschnitten werden, das „nicht“ in Nichtchrist in limitirtem Sinne zu fassen, da es doch nicht qualitativer, sondern modalischer Natur ist. Nicht als dächten wir, Göthe sei sich dieser Unterschiede logisch völlig bewusst gewesen, aber sein gesunder Verstand trieb ihn so sich vollkommen richtig und berichtigend nach allen Seiten hin auszudrücken.

Ob es freilich möglich ist, wenn man so viel vom Christenthum gehört hat und weiss, wie Göthe, noch ein Nichtchrist zu

sein und zu bleiben, das ist eine andere Frage, die wir unserestheils entschieden verneinen müssen. Die Heiden, zu denen keine Predigt drang, sind Nichtchristen; ein in Bezug auf Christlichen Unterricht ganz verwahrloster Bewohner eines Christlichen Landes — deren es leider durch Schuld der Kirche viele geben mag — dürfte auch ein Nichtchrist sein; aber für Leute wie Göthe kann es sich im Abfall vom Christenthum doch zuletzt nur darum handeln, ob sie blosse Unchristen oder: mehr oder weniger dezidirte Widerchristen werden; denn es handelt sich hier nicht um eine modalische Behauptung, sondern um eine Qualität, d. h. um eine Eigenschaft einer Person Auf jeden Fall aber seltsam genug, wenn nun Etliche noch sich abmühen, Göthe zum Christen zu stempeln! —

Soll ganz einfach ein Begriff im Prädicate dem Subjecte abgesprochen werden, dann ist die Negation rein modalisch. Z. B der Mensch ist nicht ein Amphibium. In diesem Falle aber, wo das Attribut in Substantivform und mit unbestimmtem Artikel erscheint, liebt die Deutsche Sprache, diesen letzteren mit der Negative zu verschmelzen: Der Mensch ist kein Amphibium. Das „kein“ enthält stets modalische Negation in sich, ist nie qualitativ-negativ. — Das angegebene Beispiel verhüllt aber in ungenauem sprachlichem Ausdruck die Quantität des Urtheils. Soll ein bestimmtes, in der Einzel-Anschauung gegebenes menschliches Individuum gemeint sein? oder soll „der Mensch“ hier allgemeiner Begriff sein? Im ersteren Fall müsste die Sprache veranlasst werden, sich genauer auszudrücken, etwa: der Mensch da; der Mensch dort; oder: dieser, jener Mensch — und dann ist das Urtheil quantitativ ein einzelnes. Im anderen Fall wird das Urtheil ein allgemeines sein und das Subject müsste genau so ausgeformt werden: „jeder Mensch“. Aber die Sprache pflegt sich nun nicht so auszudrücken: Jeder Mensch ist kein Amphibium; sondern sie nimmt die zur Copula gehörige Negation dann schon in das die Quantität des Subjects bestimmende Wort herein und sagt: Kein Mensch ist ein Amphibium. Oft erscheint das „kein“ so beim Subject des Satzes, dann steht es für: „jeder — nicht“, es kennzeichnet ein modalisch negirtes quantitativ-allgemeines Urtheil. Will man logisch mit solch einem Subjecte operiren, so muss man erst das „kein“ auflösen, die Negation ausscheiden und der Modalität zuweisen und dann die Form der Allgemeinheit („jeder“, „alle“) der

Quantität zurechnen. Geschieht das nicht, so verfällt man dem Unsinn, wie dieser z. B. die bekannte Rechnung ausführt: Keine Katze hat zwei Schwänze; eine Katze hat einen Schwanz mehr, als keine Katze; folglich hat eine Katze 2 + 1 = 3 Schwänze. Es scheint so, als ob hier im Obersatz dem Subject ein Prädicat zugesprochen sei, und unter dieser Voraussetzung wird geschlossen; in der That aber ist dem Subjecte das Prädicat abgesprochen.

So ist es denn auch ein schlimmer Fehler und eine Quelle verkehrter Gedanken, das „Nichts“, welches einzig und allein modalische Negation des „irgend Etwas“ ist, wie einen qualitativen Begriff oder gar wie einen metaphysischen Substanz-Begriff zu gebrauchen. Es ist höchst erfreulich, dass auch Trendelenburg (L. U. II S. 149) sich so entschieden wider einen derartigen Missbrauch erklärt hat.

Auch ein negatives Attribut kann ebensogut, wie ein positives, durch das modalische nicht einem Subjecte abgesprochen werden, wie wir schon in dem obigen Beispiel fanden: Titus war kein Unmensch; oder: Nein, der Himmel ist nicht unbewölkt; dieser Vorgang ist nicht unmöglich u. a. — Aber die Sprache erlaubt nicht-recht [ich limitire] auch ein durch das qualitative „nicht“ unbestimmt limitirtes Attribut durch modalisches „nicht“ abzusprechen. Es mögen wohl Beispiele auch solcher Fälle sich finden, aber sie sind selten. Z. B. wenn Jemand sagte: Ei, das ist ja eine gar nicht ungewöhnliche Erscheinung, über die du dich wunderst — könnte ich wohl antworten: Nein, eine nicht-ungewöhnliche Erscheinung ist es nicht; ich halte dieselbe für sehr auffällig und räthselhaft. Sind dergleichen Beispiele selten, so liegt es nur daran, dass die Sprache vor solchen Wendungen sich scheut, weil durch sie leicht Gedanken-Verwirrung hervorgerufen werden könnte. Das modalische nicht in seiner Herrschermacht lässt das limitirte der Qualität nicht so leicht neben sich aufkommen.

Wie schon nachgewiesen, kann das Moment der Qualität (nebst dem der Relation und sogar auch dem der Quantität) in einem Urtheile ganz zurücktreten, gar nicht zur Geltung kommen, wie z. B. wenn ich sage: Gott ist, oder: es gibt einen Gott; es gibt kein Einhorn; dort (in jenem Thale, auf dieser Wiese u. s. w.) befindet sich eine Quelle. — Aber das Moment

der Modalität muss in jedem Urtheil hervortreten, jedes muss entweder modalisch affirmirt oder negirt sein. Die oben gegebenen vier Beispiele: Die Angabe ist a) richtig; b) unrichtig; c) nicht-richtig; d) nicht-unrichtig (von denen a positiv, b negativ, c und d limitirt sind) sind sämmtlich modalisch affirmirt: es wird in a die Richtigkeit, in b die Unrichtigkeit, in c die Nichtrichtigkeit, in d die Nichtunrichtigkeit affirmirt.

Der qualitative Gegensatz von positiv und negativ lässt sich mathematisch darstellen als + und —; der modalische lautet dann $\pm$ und 0; 0 ist modalische Negation, — Negative im Moment der Qualität.

11.

Sprachliche Schwierigkeiten.

Die Silben „los“ und „ent“. Endlos und unendlich.

Die Sprache kann freilich, so sicher auch an sich der Unterschied zwischen den beiden Momenten ist, manche Verlegenheit bereiten. So kann man auf den ersten Blick zweifelhaft sein, was von Attributen mit der Endsilbe „los“ zu halten sei, die neben positiven und negativen Formen vielfach hergehen; z. B. rühmlich, unrühmlich und ruhmlos; kräftig, kraftlos; mächtig, machtlos, ja hier auch noch: ohnmächtig; endlich, unendlich, endlos u. a. m. Nach reiflicher Prüfung können wir nicht in Abrede stellen, dass diese mit „los“ endigenden Adjectivformen modalische Negation in sich enthalten: endlos = was kein Ende hat; ruhmlos = was keinen Ruhm hat oder keinen bringt; kraftlos = was keine Kraft hat; ehrlos = was keine Ehre hat u. s. w. Das „kein“ aber kennzeichnet die modalische Negation. Sonach könnte es scheinen, als ob doch modalische und qualitative Negation nicht wirklich zu scheiden seien; denn jene Wörter mit „los“ sind Qualitätsbegriffe und enthalten doch modalische Negation. Unser Urtheil aber muss lauten: es ist das eine blos sprachliche Form, keine an sich logisch-gültige; nicht die Logik, sondern die Sprache hat den

Gehalt der beiden Momente verschmolzen. In der Sprache spiegelt sich allerdings überall der logische Gehalt, aber die Sprache verhüllt auch oft den reinen logischen Inhalt. Sie bedarf mannigfaltigerer Formen, als die rein-logischen sind; so kann sie auch nicht umhin, unter Umständen modalische Negative in qualitative Form zu zwängen.

Doch soll damit nicht behauptet sein, als sei nun die Endsilbe „los“ sicheres Kennzeichen sprachlich verhüllter modalischer Negation; oft scheint sie in der That nur der qualitativen Limitation zu dienen. Man nennt einen Vortrag, von dem es so schien, als wolle er kein Ende nehmen (er hat aber doch nachher geendet), endlos. Hier haben wir entschieden nur eine weit getriebene und übertriebene Limitation. Den absoluten Raum wird man nicht gern endlos, sondern lieber „unendlich“ nennen (negative Qualität); dagegen ein Weg, der ein Ende nimmt, aber erst später, als man erwartet hatte, wird als „endlos“ im gewöhnlichen Leben häufig bezeichnet. So redet man wohl von „kraftlosen Anstrengungen“, die Einer gemacht habe; Einer, der absolut keine Kraft mehr hat, kann aber auch keine Anstrengungen mehr machen; der Qualitätsbegriff enthält hier eine starke, hyperbolische Limitation. So spricht man von saftlosen Früchten und saftlosem Fleisch in ähnlicher Weise und es liessen sich noch genug solcher Beispiele anführen.

Diese sprachliche Form hat also etwas Unklares und Unbestimmtes, so bestimmt sie eigentlich auch durch ihren Inhalt an modalischer Negation sein müsste. Sie dient wohl mitunter auch als stark-limitirte Form der leider mit Unwahrheit vielfach verwebten Höflichkeit und kommt oft, wie andere Hyperbeln, in poëtischer Ausschmückung vor. Man kann sagen: Die Sprache hat diese Form aus modalischer Negation herausgebaut, aber in qualitative Limitation hineingebaut. So ist logisch mit ihr so gut wie nichts anzufangen, und man muss in jedem einzelnen Falle prüfen, wie man sich zu ihr zu stellen habe. Es ist eine trügerische Form. Durch das Dasein einer solchen in der Sprache wird aber keineswegs der logische Unterschied zwischen modalischer Negation und qualitativer Limitation verwischt, vielmehr kann man nur mittelst dieses Unterschieds den Trug und die Zweideutigkeit der Sprache aufklären und beseitigen. — Die vereinzelt stehende Form „ohnmächtig“, auf die wir oben mit stiessen, ist entschieden ein negativer Qualitätsbegriff.

Cartesius hat sich mit den Begriffen „endlich, unendlich, endlos“ herumgeschlagen, wie die Uebersetzung der Hauptschriften René Descartes' zur Grundlegung seiner Philosophie von Kuno Fischer (Mannheim 1863) zeigt. Da uns diese Schriften in der Ursprache nicht zu Gebote stehen, halten wir uns an die gewiss möglichst genaue Uebersetzung. Demnach schlug der Vater der neueren Philosophie als Verneinung von Ende und endlich „endlos“ vor und wollte den Begriff „unendlich“ Gott allein vorbehalten wissen, indem er behauptete, das Unendliche nicht „blos durch Verneinung des Endlichen“, sondern durch eine positive Idee wahrzunehmen. Dabei gesteht er aber zu, dass wir das „endlos“ bei solchen Dingen anwenden, von denen wir „nur negativ bekennen, dass wir die Grenzen, welche sie haben, nicht im Stande sind zu finden.“ (S. 103. S. 175 ff. in Fischer's Uebersetzung.) Er kennt also das Scheinbare, das der Form mit Endsilbe „los“ anhaftet. Freilich leistet die Form, da es sich bei ihr nur um solch einen Schein handelt, das nicht, was sie nach Cartesius' Unterscheidung leisten müsste; und man wird darum, wie schon bemerkt, auch den absoluten Raum gar nicht „endlos“, sondern fort und fort „unendlich“ nennen; aber es schwebt dem Philosophen bei seiner Unterscheidung die Erkenntniss von der Bedeutung positiver und negativer Begriffe vor, wenn auch die Anwendung verkehrt ist. Die „positive Idee“, durch die er meint das Unendliche erkennen zu können, kann nur die aprio-rische Anschauung der Ausdehnung ohne Ende sein. Das Negative an „endlos“ dagegen ist nach dem hergebrachten Sprachgebrauch in der That nur eine hyperbolische Limitation.

So freilich passt das „unendlich“ nicht für Gott, von dessen Begriff wir die Qualität der Ausdehnung gerade fern halten müssen, wie ja Cartesius selbst diese Nothwendigkeit so stark betont hat. Er ist demnach in seltsame Täuschung verfallen, seine Unterscheidung bringt ihn in Widerstreit mit den Principien seines Systems; aber bemerkenswerth ist es immer, dass er sich getrieben fühlte, die Unterscheidung zu versuchen. — Die Philosophen und philosophirenden Theologen haben freilich fast alle von dem „unendlichen“ Gott geredet, aber durchaus verkehrt. Das Wort der Offenbarung kennt und predigt den ewigen Gott, den allgegenwärtigen und allwissenden Gott, aber einen „unendlichen“ Gott kennt es nicht.

Ich meinestheils habe die Vorstellung vom unendlichen Gesammtraum und endlichen Räumen, aber von der Unendlichkeit Gottes weiss ich so wenig, wie von seiner Endlichkeit. Ein Klopstock'sches Ansingen des „Unendlichen" lässt einen kalten Schauer über meine Haut laufen, den ich nur mit Mühe davon abhalte, meine Andacht ernstlich zu stören. —

Bemerkenswerth ist auch noch die sprachliche Form mit der Vorsilbe „ent". Auch in dieser birgt sich modalische Negation, durch die Sprache in qualitative Form eingezwängt; aber die Nebenbedeutung ist nicht zu übersehen, dass nämlich das modalisch Negirte früher da gewesen sein muss oder wenigstens dass es hätte da sein können. „Entseelt" negirt das Dasein der Seele, weist aber zugleich darauf hin, dass Seele einst da gewesen ist. „Entehrt" negirt das Dasein der Ehre unter der Voraussetzung, dass Ehre einst da war. — Die Sprache erlaubt aber, diese modalisch negirten Begriffe noch einmal modalisch zu negiren, und dadurch doch das Dasein des Gegenstandes, der eigentlich da sein sollte oder da war, noch zu behaupten: Nein, er war nicht entseelt, er lebte noch. Es handelt sich dann immer um Aufhebung eines blossen Scheins, um Beseitigung eines falschen Gerüchtes und dergl.

Durch alle diese verschlungenen und leicht täuschenden sprachlichen Formen wird der logisch feste Unterschied zwischen Modalität und Qualität nicht erschüttert.

12.

Das Schädliche einer Verwechselung der qualitativen und modalischen Verneinung.

Es lässt sich nicht leugnen, dass in zahlreichen Fällen das modalisch Negirte selbst sofort zu einem qualitativ-negativen Begriff sprachlich umschlägt. Hat z. B. an einem Dinge keine Veränderung stattgefunden, so nennen wir es „unverändert". Die Negative kann hier gar keine Bedeutung über die modalische Negation hinaus haben, das hängt von der Beschaffenheit des Begriffs Veränderung ab. So nennt man ein Werk, wenn

man in Erfahrung gebracht, dass es nicht vollendet ist: unvollendet. So sagen wir wohl auch, sobald ausgemacht ist, eine Angabe war nicht richtig: sie sei unrichtig gewesen. Damit ist aber nicht gesagt, als müsste nun die Negative auch sonst und stets im Bereich der modalischen Negation stehen bleiben, als müsste nun z. B. auch „Unlust“ nur so viel sein wie „keine Lust“. Man muss immer erst die Natur der Begriffe (wenn wir so sagen dürfen) prüfen — was nicht Sache der Logik ist, denn dieser ist jeder Begriff eben nur Begriff — ehe man zum Urtheil schreitet, ob die Negative über die modalische Negation hinaus kann. In den meisten Fällen kann sie hinaus und geht entschieden darüber hinaus, aber freilich nicht in allen. Wo sie aber auch nicht hinaus kann über das modalisch Negirte, sondern dessen Gehalt nur qualitativ ausprägt, ist sie doch von anderer Beschaffenheit, als das Modalische selbst ist.

Die Verwechselung der qualitativen Negative und der modalischen Negation bringt Missverständnisse und unrichtige Auffassungen auf allen Gebieten. Nehmen wir einmal die Politik und führen beispielsweise an, was uns nahe liegt. Als der letzte König von Dänemark, der zugleich Herzog von Schleswig-Holstein war, starb, hatte allerdings Preussen kein Recht (modalische Negation), die Elbherzogthümer in irgend einer Form an sich zu ziehen und einzuverleiben. Es hatte aber auch, wie sich nun mehr und mehr mit evidenter Gewissheit ergeben hat, Niemand sonst ein unbezweifeltes Recht auf den Besitz der Herzogthümer, da Dänemark das im Londoner Vertrag ihm bewilligte Recht selbst mit Füssen getreten hatte. Die modalische Negation des Rechtes auf Schleswig-Holstein war eine absolute. Wo aber in Politicis überhaupt gar kein Recht mehr ist, da muss früher oder später ein Recht wieder entstehen, sich bilden oder geschaffen werden. So konnte allerdings ein Recht der Augustenburgischen Familie möglicher Weise sich bilden, aber bilden musste es sich erst. In der That zeichnete nun der Schleswig'sche Krieg mit nachfolgendem Friedensschluss auf die vorherige Tabula rasa wider Erwarten Vieler die Spuren eines neuen Rechtes. Jetzt konnte es nicht mehr modalisch heissen: absolut kein Recht; vielmehr, falls wirklich irgend welche stark limitirte Rechte auf Schleswig-Holstein inzwischen sonst hervorgetreten sein sollten (falls etwa der dem Augustenburger in der Ueberstürzung geleistete Eid Berücksichtigung verdiente):

so hatte ein neues, allerdings auch limitirtes Recht (Preussens und Oestreichs Condominat war schon in sich eine limitirte Rechtsqualität) sich jenen zugesellt. Dass diess Recht aber aus seiner Limitation sich erheben und über andere mögliche limitirte Rechte triumphiren werde, liess schon die Machtstellung der Condomini erwarten. Das Provisorium konnte nicht endlos währen, Oestreich konnte wegen seiner geographischen Lage für sich von einem Definitivum keinen Gebrauch machen; so konnte mit der Zeit das Definitivum nur auf Preussens Seite fallen. Dennoch fuhren die Demokraten und Fortschrittler fort zu rufen: Schreiendes Unrecht, wenn Preussen Schleswig-Holstein einverleiben wollte.

Kein Recht aber und Unrecht sind zwei logisch schon und auch erfahrungsmässig ganz verschiedene Begriffe, sie verhalten sich, wie sich Besitzlosigkeit und Diebstahl zu einander verhalten: Diebstahl ist nur da, wo auch allseitig anerkanntes Eigenthum ist; sie unterscheiden sich schon durch ihren Ursprung, der bei dem einen modalisch, bei dem andern qualitativ ist. Neu sich bildendes Recht und Unrecht sind gleichfalls verschieden, wenn sie auch beide qualitativ sind; sie unterscheiden sich, wie ein limitirtes Positives sich unterscheidet von einem absolut Negativen. Aus der absolut gegebenen modalischen Negation des Rechts kann nur ein neues Recht hervorwachsen, aber kein Unrecht. Unrecht kann nur vorkommen im Gegensatz zu einem wirklich vorhandenen und allgemein anerkannten positiven Rechte. So hat z. B. der junge Mann, der um ein Mädchen wirbt zur Ehe, kein Recht (modalisch) auf sie, um die er wirbt; damit ist aber nicht gesagt, dass er (qualitativ) mit seiner Werbung ein Unrecht begeht. Dagegen der Mann, der um eines Eheweibes Gunst werben wollte, würde ein Unrecht begehen. In diesem Stück kennt auch Jedermann den Unterschied, aber in anderen Fällen wird er übersehen, und die Logik schon wird als eine ideale Macht, weiter aber werden alle möglichen „realen“ Mächte in's Angesicht geschlagen.

Hoffen wir, dass die Logik gesunden wird und dass man künftighin der gesundeten mehr die Ehre geben wird, um in bestimmten Wissenschaften und Erkenntnissgebieten vor falschen Auffassungen sich zu hüten.

Dass das logische Denken fort und fort unbewusster Weise sich geltend zu machen sucht, erkennen wir aus dem natürlichen Triebe, mit dem schon Kinder, sobald sie der Sprache fähig sind, auf das „nicht“ (wenn etwas darauf ankommt, dass es als modalisches erkannt werde) den Nachdruck im Ton zu legen pflegen; das erkennen wir aus der unwillkürlichen Nöthigung, in die der Gelehrte immer und immer wieder kommt, das modalische „nicht“ zu betonen. Wer weiss nicht, dass er das „nicht“ in der Handschrift oft unterstrichen fand oder unterstreichen musste, dass es in gedruckten Büchern fort und fort in gesperrter oder wohl gar in fetterer Schrift ihm entgegentrat! Aber mit der unbewussten Geltung und Unterscheidung ist's nicht gethan, wir müssen zum wirklichen wissenschaftlichen Bewusstsein des logischen Gehalts und der nöthigen logischen Unterscheidungen gelangen.

13.

Die wirklichen Kategorien der Qualität.

Gleichwie nun die Urtheilformen der Qualität zu bezeichnen sind als:

1) die positive, 2) die negative, 3) die limitirte Form, eben so sind die durch sie im Verstand zu Tage tretenden reinen synthetischen Begriffe a priori keine anderen, als die in obigen Namen schon enthaltenen.

Die Kategorien der Qualität selbst heissen:

positiv, negativ, limitirt.

Wenn Kant Recht hätte, „Negation“ als Kategorie aufzuführen, dann müsste doch auch Bejahung, „Affirmation“ eine Kategorie sein. Aber was sollten diese beiden dann im Moment der Qualität? Sie gehören entschieden dem der Modalität zu. Die beiden Begriffe Affirmation und Negation, Ja und Nein sind auch sicher reine Verstandesbegriffe und aprio-risch, aber — sie dienen nicht der Synthesis, sondern nur der Analysis. **Ja und Nein sind blose Reflexionsbegriffe,** man kann mit ihnen nichts aufbauen, nur bereits gegebene Urtheile mit

Ja sich aneignen oder sie mit Nein von sich weisen. Dagegen die Gegensätze: möglich, unmöglich; existirend, nicht existirend; nothwendig, zufällig — als positive oder negative Begriffe sind entschieden synthetischer Natur. Auch wenn wir das Ja und das Nein nicht hätten, könnte der Einzelne Erfahrung machen, nur könnte nicht Einer dem Anderen auf die Frage antworten: ob das und das auch seine Erfahrung sei. Frage und Antwort unter den Menschen hätte aufgehört, nicht aber das eigene Erforschen der Dinge. Wenn man aber das blos Mögliche nicht mehr von dem Wirklichen unterscheiden könnte, das Wirkliche nicht mehr von dem, was nicht ist: dann hätte alle Erforschung der Dinge, alle Synthesis zur Erfahrung aufgehört. **Wir scheiden also, sowie wir bereits den Begriff Realität zurückgewiesen haben, auch den modalischen Reflexionsbegriff Negation aus dem Moment der Qualität mit gutem Grunde aus.**

Es finden sich ganz entschieden im Moment der Qualität als der Synthesis dienende Begriffe zunächst

positiv und negativ.

Ich kann dieselbe Empfindung und Anschauung in positiver und negativer Synthese geben, ich kann sagen: der Himmel ist klar, und: er ist unbewölkt. Die Verschiedenheit beider Aussagen gründet sich nicht auf Analysis, sondern auf Synthesis; wiewohl keine Wolken da sind, ich also auf solche gar nicht analytisch kommen kann, ziehe ich doch die Anschauung der Wolken in der Erinnerung bei, verfahre also synthetisch.

In den Begriffen positiv und negativ findet sich auch durchaus nichts Aposteriorisches. Sie sind nicht erst durch Erfahrung gewonnen, vielmehr dem Verstand von Haus aus eigenthümliche apriorische Formen, in denen er gemachte Erfahrungen ausprägt. Keiner der Sinne zeigt mir den Unterschied von positiv und negativ, während sonst Qualitäten durch die Sinne wahrgenommen werden.

Auch die apriorische Anschauung bietet diesen Unterschied nicht, er ist rein Eigenthum der denkenden Kraft. Die Anschauung bietet $1 + 1$

$$\frac{1}{a} \Big| \frac{1}{}$$

er nur mit Hülfe d

a für den Null-Punkt erklärt. Zahlen sind Anschauungsbegriffe, aber + und — sind reine Begriffe, die nur der Verstand der apriorischen Anschauung bereitwillig zur Verfügung stellt.

Aber nicht blos der apriorischen Anschauung stellt er sie zu Gebote, auch der aposteriorischen, erfahrungsmässigen Anschauung, auch überhaupt den sinnlichen Empfindungen. Der Naturforscher beobachtet zwei einander widerstreitende Ströme, durch deren Begegnen die elektrischen Erscheinungen hervorgerufen werden; beide sind gleich fühlbar, wenn sie auch in ihren Einwirkungen auf bestimmte Körper sich unterscheiden; wie soll er diese beiden Ströme begrifflich von einander halten? Es bleibt ihm weiter nichts übrig, als die beiden reinen a priori synthetischen Verstandsbegriffe im Moment der Qualität zu benutzen. Er nennt den einen den positiv-, den anderen den negativ-elektrischen Strom. Wer meinen wollte, die negative Elektricität sei eine negirte Elektricität und also nicht wahrnehmbar, oder es habe mit ihr nicht so viel zu besagen wie mit der positiven, sie sei limitirt gegen diese: der würde gewaltig irren. — So könnte wohl auch am Magneten, wenn man die Bezeichnungen Nord- und Süd-Pol fallen lassen will, ein Pol der positive, der andere der negative genannt werden; denn sieht man von den apriorischen Anschauungsbegriffen Nord und Süd ab, dann gelingt es nur mit Hülfe der reinen apriorischen Verstandesbegriffe im Moment der Qualität beide Pole denkend und begrifflich zu unterscheiden.

So sieht sich auch der Photograph genöthigt, von positivem und negativem Bilde zu reden. Wer aber meinen wollte, das negative Bild sei gar kein Bild oder ein schlechteres Bild als das positive, der würde sich sehr irren; es ist so gut ein Bild, wie das positive, jeder kleine Strich und Punkt, jede Verschiedenheit in der Schattirung ist ebensogut auf dem negativen Bild wie auf dem positiven bemerkbar. Welches Bild negativ genannt werden soll, zeigt allerdings dem Photographen die sinnliche Anschauung, die Vergleichung seines Kunsterzeugnisses mit dem Naturgegenstand (während der negative Strom bei der Elektricität ganz willkürlich bestimmt ist), aber negativ nennt er es nicht in Folge der sinnlichen Anschauung, sondern er prägt die Erfahrung seines Auges aus in dem Verstandesbegriffe „negativ.“

So redet man auch von positivem Christenthum und meint damit den „ungefärbten“ Glauben an die christliche Wahrheit. Hier dient der Begriff einem etwas anderen Zwecke, als bei der Bezeichnung: positive Elektricität, positives Bild u. a. Negatives Christenthum nämlich wäre Unchristenthum (welches wir mit Göthe von Nichtchristenthum und Widerchristenthum unterscheiden), d. h. eine Gesinnung, bei der man den christlichen Namen kennt und nicht will fahren lassen, und bei der man doch gerade Wesentliches der christlichen Offenbarung verleugnet. Der Rationalismus, der vulgäre wie der „speculative“ ist negatives Christenthum oder Unchristenthum, das freilich durch allerlei positive Ueberbleibsel noch mehr oder weniger limitirt sein kann. Wenn man die christliche Ueberzeugung in ihrer Reinheit darstellen will, so wie sie unverfälscht durch irgend welche selbsterwählte Gedanken dasteht, bietet sich der reine, a priori synthetische Qualitäts-Begriff „positiv“ und man benutzt ihn.

Der Zweck aber, zu dem man den Begriff „positiv“ hier und in den vorher gegebenen Beispielen braucht, ist derselbe: man will eine Qualität nennen, die mit allen erfahrungsmässig zu ermittelnden nichts gemein hat, eine apriorische und reine Qualität. Wo man zwei solcher Qualitätsbegriffe zum Auseinanderhalten einer Verschiedenheit im Objecte selbst braucht, wie bei der Elektricität, da kann man nur positiv und negativ zusammenstellen. Wo man dagegen an Einem solchen Begriffe genug hat, wie bei der Bezeichnung des Christenthums, da ist es der Begriff positiv, den man anwendet; und sein Gegentheil negativ wird dann allerdings noch ganz anders sich verwerthen und verwenden lassen, als wo schon beide Begriffe zur Unterscheidung verschiedener in derselben Erfahrung hervortretender Erscheinungen verwendet werden mussten.

Redet man von „positivem Wissen“, so benutzt man auch den reinen apriorischen Qualitätsbegriff, um Kenntnisse zu bezeichnen, die eben „reine“ Kenntnisse sind, bei denen von tieferem Verständniss und weiterer Beurtheilung noch abgesehen wird. Ein dummer oder doch beschränkter Verstand kann viel positives Wissen aufgehäuft haben, einem klugen Verstand kann es an positivem Wissen fehlen. Von einem klugen Kopf, der wenig Kenntnisse besitzt, würde man wohl mit Recht sagen können: sein Wissen ist ein negatives; die

Sprache freilich pflegt sich hier nicht so auszudrücken. Zu wie verschiedenem Zwecke die Worte auch gebraucht werden, ihre Bedeutung als die reiner Qualitätsbegriffe tritt überall hervor.

So gewiss aber als positiv und negativ reine a priori synthetische Begriffe im Moment der Qualität sind, ebenso gewiss ist auch **„limitirt“** ein solcher, ja diesen hat schon Kant richtig bestimmt. In welchem Grade das Limitirte hervortritt, das zeigt die sinnliche Anschauung oder überhaupt Empfindung; dass man aber verschiedene Anschauungen und Empfindungen durch begriffliche Limitirung verbinden und doch zugleich noch auseinander halten kann, ist reine Sache und Leistung des Verstandes, welcher der Sinnlichkeit mit seinen reinen synthetischen Begriffen unter die Arme greift.

Es ist eigen, die Kategorie „limitirt“ fand Kant richtig, die deutliche Erkenntniss des limitirten Urtheils dagegen mangelte ihm; die positive Urtheilform war ihm bewusst, wenn er dieselbe auch als „bejahende“ bezeichnete, dagegen die Kategorie „positiv“ entging ihm; über die negative Urtheilform endlich und über die Kategorie „negativ“ täuschte er sich gleichermassen.

Welche Rolle die Begriffe positiv und negativ in allen Gebieten menschlichen Denkens und Forschens spielen, dafür wüssten wir manch treffendes Beispiel aus namhaften gelehrten Werken anzuführen; Kant selbst hat natürlich sie nicht entbehren können. Wo man nur ein wissenschaftliches Werk aufschlägt, da laufen diese Worte Einem auch unter die Augen, und der faule Realitätsbegriff läuft oft recht überflüssig neben ihnen her. Aber um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir die weitere Anführung von Beispielen lieber umgehen. Das Wort „limitirt“ hört und liest man wohl nicht so häufig, aber der Begriff, der sich in ihm birgt, begleitet und leitet fort und fort die Gedanken der Forscher.

14.

Bedeutung für Mathematik und Naturforschung.

Schülerhafter und wirklicher Kantianismus.

Die Herren Mathematiker und Naturforscher, die in unseren Tagen nur zu leicht die Philosophie verachten — freilich was können ihnen Hegel oder der naturphilosophische Schelling für Dienste leisten? — sie sollten unsere Berichtigung der Kategorientafel beachten. Alle Naturforschung bewegt sich zunächst auf dem Boden der Qualität; die Mathematik auf dem der Quantität, und doch kann gerade auch die letztere die reine Synthesis in der Qualität (d. h. die Begriffe positiv und negativ, + und —) nicht entbehren; die Naturforschung bedient sich derselben auch, würde aber ohne den reinen qualitativen Begriff „limitirt“ noch zu jenen beiden hinzuzunehmen, nimmer fertig werden können, und es geht ihr dieser dritte Begriff bei Anwendung auf bestimmte Objecte in den anschaulichen Begriff des Graduellen über. Wir behaupten nun, dass es reine, a priori synthetische Verstandesbegriffe auf dem Felde der Qualität gar nicht weiter gibt ausser diese: positiv, negativ, limitirt. Sollten Mathematici und Naturforscher bei ruhiger Erwägung des so Gebotenen nicht dem philosophischen Forschen einige Achtung zollen müssen? Woher in aller Welt haben sie denn jene Begriffe, wenn nicht aus dem reinen Verstande? Soll es nun nicht eine Wissenschaft geben, deren Gegenstand eben so sicher der reine Verstand und nur dieser ist, wie der Gegenstand ihrer Wissenschaft dieser reine Verstand nicht ist?

Leider hat Kants Forschung gerade die qualitativen Kategorien verfehlt; dass es aber möglich ist auf Kants Fussstapfen seinen Fehler zu corrigiren, das ist das Grosse am Kantischen System. Dasselbe verlangt kein sklavisches jurare in verba magistri; es verlangt Prüfung, Nachdenken, Mitdenken. Wären die Kantischen Nachtreter und Abschreiber nicht so gedankenlos hinter dem Meister hergegangen, so hätten sie längst seine Versehen im Moment der Qualität (resp. auch der Modalität) auffinden müssen, und gewiss würden sie noch manches andere Versehen aufgefunden und noch manche Lücke ausge-

füllt haben. Hegeliana und Schellingiana gilt es nur entweder auf Treu und Glauben anzunehmen oder mit Stumpf und Stiel zu verwerfen; denn Entdeckungen liegen hier nicht vor, nur Erfindungen. Kant dagegen mag bei seinen Entdeckungen hie und da noch irre gegangen sein; man braucht nicht seine Irrthümer mit sich zu schleppen, wenn man freudig anerkennt, was wirklich von ihm entdeckt ist und bei sorgfältiger Prüfung als seine Entdeckung sich bewährt; man kann das Irrige ausscheiden und doch den unvertilgbaren Kern seines Werkes behalten. Kuno Fischer hat die Kantianer als „schülerhaft“ gescholten; wir müssen bekennen, sie sind's oft gewesen auf unrechte Weise, und auch der Friesischen Schule hat es an schülerhafter Gedankenlosigkeit in manchen Stücken nicht gefehlt. Aber nicht in dem besteht die verkehrte Schülerhaftigkeit, worin Fischer sie finden will. Um die Schülerschuhe wirklich auszutreten und doch das früher sicher Errungene zu bewahren und zu benutzen, muss man noch tiefer forschen und besonnener prüfen, als Kuno Fischer bei all seinem Verdienste gethan hat. Wir würden uns freuen, wenn unsere obige Verbesserung den berühmten Geschichtschreiber der neueren Philosophie überzeugte, dass doch an der Kategorientafel mehr ist, als er gedacht hat, wenn sie ihm mehr Achtung — nein, nicht das Mehr, sondern überhaupt Achtung, und damit volle Achtung vor der Tafel, wie sie ihr gebührt, abnöthigte.

15.

Die berichtigte Kategorientafel

und

Abschluss dieser Untersuchungen.

Im Uebrigen haben wir keine Fehler der Tafel weiter finden können, halten sie vielmehr sonst für untadelig, und wünschen nur, dass man auf die substantivische Fassung der Kategorien (die von Kant beliebt war) nicht etwa einen Werth lege und so auf einen Abweg geführt werde. Eigentlich sollte gar keine Kategorie substantivische Fassung haben, sind doch die

Kategorien durchaus nichts Wesenhaftes, sondern blose Schatten oder blose Rahmen, in die man wesenhafte Bilder fasst. Aber die Begriffe im Moment der Relation lassen sich nicht anders als substantivisch darstellen (die Sprache ist hier Tyrann), und so müssen sie denn bleiben, wie Kant sie gegeben; die substantivische Fassung hat hier nur denselben Werth wie bei den Begriffen: Farbe, Gestalt, Schall und ähnlichen. Im Moment der Quantität könnte man vielleicht logisch-metaphysisch am passendsten sagen:

Ein; mehr (viel); all;

doch mag auch hier lieber die in diesem Moment besonders unverfängliche Substantiv-Form beibehalten werden, wenigstens für unsere Muttersprache. Dagegen ist es ganz unnöthig und unnütz, die Kategorien der Modalität auch substantivisch zu fassen, sie werden sich in adjectiver Form am lautersten aufstellen lassen. Und **so lautet denn die verbesserte, berichtigte Kategorientafel also:**

Quantität:
Einheit,
Mehrheit (Vielheit),
Allheit.

Qualität:
positiv,
negativ,
limitirt.

Relation:
Wesen und Eigenschaft (Substanz und Accidenz),
Ursache und Wirkung (Causalität),
Wechselwirkung.

Modalität:
möglich und das Gegentheil **(unmöglich),**
wirklich und das Gegentheil **(nicht existirend),**
nothwendig und das Gegentheil **(zufällig).**

Das sind die ehernen Säulen des reinen Verstandes in seiner apriorischen, synthetischen Thätigkeit. Wer uns eine umstösst oder noch neue uns entdeckt, dem soll Kritiker- oder Entdecker-Lob zu Theil werden. Aber umgestossen ward bis hierher von diesen noch keine und neu zu den obigen hinzugesetzt (trotz Dr. Hanne) bis jetzt auch keine.

Unsere Correctur der Kategorientafel mag denen, welche die Kraft der Kantischen Kritik nicht kennen, geringfügig scheinen; Schreiber dieses kennt ihre Bedeutung. Er schreibt mit dem Bewusstsein, dass **eine Scharte des Kantischen Systems**

ausgewetzt ist; ja dass Kant selbst, wenn er noch im Lande der Lebendigen wäre und wenn ihm diese Verbesserung mit den dazu gegebenen Ausführungen vorgelegt würde, dann diesem Allen vollständigen Beifall geben würde, geben müsste.

Anm. 1. Das deutsche Wort „Wesen" entspricht in einer seiner Bedeutungen genau dem Begriffe „Substanz." Aber diese Bedeutung ist nicht seine einzige. Es kommt auch vor zur Bezeichnung des Complexes der „wesentlichen" Eigenschaften, oder wohl auch der an dem betreffenden Gegenstand ganz besonders hervorstechenden Eigenschaften. Diess muss wohl im Auge behalten werden, um Irrungen zu vermeiden.

Anm. 2. Die Kategorientafel ist nun so nach unserer Ueberzeugung vollständig richtig, noch aber ist's die Tafel der logischen Urtheilformen nicht. Die Formen im Moment der Qualität und Modalität haben wir berichtigt, die der Quantität sind untadelig, aber das Moment der Relation zeigt bei Kant noch Fehlerhaftes.

Kuno Fischer beschuldigt Kant (Kant I S. 333), dass er die Kategorie der Wechselwirkung „aus der Form des disjunctiven Urtheils mehr herauskünsteln musste, als er sie daraus natürlich ableiten konnte." Wir müssen eingestehen, dass der kritisirende Geschichtschreiber bei dieser Behauptung in seinem Rechte ist, sobald die Voraussetzung feststeht, dass Kant überhaupt erst mit Hülfe der Urtheilformen die Kategorien entdeckt habe. Unserer Ansicht nach verhält es sich aber auch hier so, wie beim Moment der Qualität, dass nämlich Kant die Relations-Kategorien selbst eher in Besitz hatte, als er auf die logischen Urtheilformen sie zu stützen suchte. Nicht die Aufstellung der Kategorie „Wechselwirkung" ist fehlerhaft, sondern die einer „disjunctiven" Urtheilform ist's; und wenn die Friesische Schule zu der disjunctiven Form noch die conjunctive hat setzen und beide unter dem Namen „divisiv" zusammenfassen wollen, so ist damit auch nichts geholfen.

Wir behaupten: eine disjunctive oder divisive Urtheilform existirt gar nicht, und auch eine hypothetische Urtheilform ist nicht vorhanden; aber die Kategorien Causalität und Wechselwirkung sind da und sind von Kant richtig bestimmt; und auch zwei diesen Kategorien entsprechende Urtheilformen sind da, nur hat Kant dieselben verfehlt. Wollten wir aber hier anheben, unsere Berichtigung der logischen Urtheilformen im Moment der Relation vorzutragen und zu begründen, so müssten wir über den Zweck dieser Schrift hinausgehen, würden wohl auch nicht umhin können, noch die Tafel der Reflexionsbegriffe in unsere Untersuchungen hereinzuziehen. Darum sei es hier, um Angriffen auf die Kategorientafel zu begegnen, nur einfach ausgesprochen: wir erkennen unter den von Kant im Relationsmoment aufgestellten logischen Urtheilformen nur die kategorische an, die beiden anderen sind unrichtig bestimmt.

Mit der Form des hypothetischen Urtheils fällt für uns natürlich auch die Form des Zweckurtheils, welche Trendelenburg nicht ohne einigen

Schein des Rechtes (trotz des Widerspruchs von Drobisch) neben die hypothetische Form in die Logik einzuführen versucht hat.

Auch auf eine vollständige Vertheidigung der aufgestellten Relationskategorien selbst verzichten wir hier und erlauben uns nur einige kurze Andeutungen. Auf die Frage Kuno Fischers, durch welche er die erste Relations-Kategorie meint beseitigen zu können: „Wie will die Substanz anders gedacht werden, denn als wirkende Ursache?“ (S. 333) antworten wir: Wirkende Ursachen im Sinn der zweiten Relations-Kategorie sind nie Substanzen, sondern immer nur Eigenschaften an Substanzen, die man dann „Kräfte“ nennt. So wirkt die Sonne nicht insofern sie Substanz ist, sondern insofern sie Schwerkraft und Leuchtkraft besitzt; so wirkt der Ball auf dem Billard, nicht weil er Substanz ist, sondern Ursachen seines Wirkens sind seine Schwere und die Kraft des ihm mitgetheilten Stosses.

Auch Wechselwirkungs-Qualitäten (s. oben S. 28) können als wirkende Urchachen, als „Kräfte“ auftreten und wahrgenommen werden, ja sie treten besonders häufig auf. In Beobachtung der äusseren Naturerscheinungen wird oft Zweifel entstehen, ob man rein eigenschaftliche oder Wechselwirkungs-Qualitäten als wirkende Kräfte vor sich hat.

Wo aber eine Substanz als wirkend gedacht wird, wirkend natürlich auf eine andere oder mehrere andere Substanzen: da liegt stets ein Verhältniss der Wechelwirkung vor, wir stehen dann nicht mehr auf dem Grund und Boden der Causalitätskategorie, sondern auf dem der dritten Kategorie im Relationsmomente. Die Sonne wirkt auf ihre Planeten, aber die Planeten wirken wieder auf sie zurück; der Ball wirkt auf andere Bälle, aber die gestossenen wirken ihrerseits auf den stossenden zurück. Dass jede Substanz auf andere Substanzen wirkt, die mit ihr in ein Verhältniss treten, ist richtig; aber vor dem Denken ist die Behauptung, dass das und das Substanz sei, von der anderen, dass diese Substanz auch im Verhältniss zu anderen Substanzen auf diese wirke, durchaus getrennt und geschieden. Die drei Kategorien der Relation stehen fest und sicher in ihrer Trennung neben einander, ob auch Kant den Gehalt der von ihm entdeckten nicht völlig möchte durchschaut haben, und obgleich die Causalitätskategorie eine Art dominirender Rolle im Kreise der drei spielt, welches letztere durch die Beschränktheit menschlichen Denkens und Forschens bedingt ist.

II.

Contrarietät und Contradiction

(Widerstreit und Widerspruch).

Die reine Verneinung findet sich nirgends ausser im Denken.

Adolf Trendelenburg.

Natura non nisi parendo vincitur.

Baco Verulam.

16.

Qualitätsbegriffe nur conträr, nicht contradictorisch.

Unsere genaue Unterscheidung zwischen modalischer Negation und qualitativer Negative und unsere Säuberung der Urtheilformen- und der Kategorien-Tafel im Moment der Qualität gibt uns sicheren Grund unter die Füsse, um andere bis zu uns verschleppte philosophische Irrthümer nachzuweisen und auf immer zu bannen. Kant meinte, seit Aristoteles sei die Logik eigentlich stabil gewesen, man habe keine neuen logischen Entdeckungen von Bedeutung seit den umfangreichen logischen Untersuchungen des Stagiriten gemacht. Und dem ist wirklich also, aber damit ist nicht gesagt, dass überhaupt keine logischen Entdeckungen weiter wären zu machen gewesen, oder dass die sog. „Aristotelische“ Logik so ganz untadelig und fehlerlos wäre. Wir werden einen Fehler derselben nachweisen, der mannichfache Verwirrungen und besonders eine unsägliche Ueberhebung der Köpfe bis zu dieser Stunde verschuldet hat. Die sog. Aristoteliker meinten nämlich, es könne nicht blos conträre oder widerstreitende Qualitätsbegriffe geben, es könn-

ten solche Begriffe auch contradictorisch oder widersprechend sein, und nun machte man oft nach augenblicklichen Neigungen und Stimmungen Jagd auf solche „Widersprüche“, deren Beisammensein a priori als unmöglich erkannt werden sollte, um hinter dieser Unmöglichkeit die eigenen Einbildungen sicher zu bergen. Wir aber behaupten apodictisch:

Qualitätsbegriffe müssen, wenn in Gegensatz stehend, stets conträr sein; können nie contradictorisch sein.

Den Unterschied von conträr und contradictorisch hat die Philosophie seit Aristoteles als vorhanden betrachtet und behauptet, aber bis heute hat sie diesen Unterschied nicht recht begriffen. Versuchen wir es, die wirkliche Bedeutung dieses Unterschiedes nachzuweisen.

Man hat immer angenommen, dass es bei **conträren** Gegensätzen Mittelbegriffe geben kann, bei contradictorischen Gegensätzen aber nicht; ja man bezeichnete das als einen logischen Grundsatz: inter contradictoria medium sive tertium exclusum est. Zwischen den conträren Begriffen weiss und schwarz ist z. B. grau der Mittelbegriff; und weil wir solch einen Mittelbegriff haben, in welchem die Anschauungen des Weissen und des Schwarzen sich gleichsam vermischen, denken wir diese letzteren als in allmäligem Uebergang zu einander befindlich. Wie lässt sich aber solch ein Uebergang des Weiss in Schwarz und des Schwarz in Weiss denken? Es ist derselbe nur mit Hülfe der Kategorie „limitirt“ denkbar. Wir limitiren das Weiss durch Schwarz und bekommen Hellgrau; wir limitiren das Schwarz durch Weiss und erhalten Dunkelgrau. Mittelbegriffe im hergebrachten Sinn werden also durch Limitiren geschaffen. Ist dies aber richtig, dann ergibt sich: **alle correspondirenden positiven und negativen Begriffe sind nur conträr, können nicht contradictorisch sein, denn sie alle sind der Limitation fähig.** Mag die Limitation auch nicht in bestimmt abgegrenzten Mittelbegriffen sich fixiren, eine unbestimmte Limitation, die ein Tertium zwischen den positiven und negativen Begriff einschiebt, ist stets möglich, ja je unbestimmter die Limitation ist, um so mehr puncta tertii (so zu sagen) werden sich vorstellig machen lassen.

Man nehme die in Positive und Negative gegensätzlichen Begriffe: richtig und unrichtig, genau und ungenau, passend

und unpassend u. dergl. Es gibt in der That viele Stufen limitirter Richtigkeit, Genauigkeit u. s. w. und ebenso limitirter Unrichtigkeit, Ungenauigkeit u. s. w. Der Uebergang vom entschieden und vollkommen Richtigen zum entschieden Unrichtigen, vom vollkommen Passenden zum entschieden Unpassenden ist keineswegs ein unmittelbarer, sondern ein durch viele Zwischenstufen vermittelter. Man kann also nicht contradictorisch sagen: Dieser Schlüssel ist entweder in diess Schloss passend oder er ist unpassend, tertium non datur; denn es ist wohl möglich, dass ich einen nicht für diess Schloss gearbeiteten und nicht völlig passenden Schlüssel probire und doch mit demselben das fragliche Schloss öffnen kann. Dann kann ich vielmehr das Urtheil fällen: Dieser Schlüssel ist weder unpassend, noch passend; sein quale ist ein tertium, das zwischen der negativen und positiven Qualität in der Mitte schwebt. — Ich kann auch nicht sagen: Diese Lösung der Aufgabe ist entweder genau oder ungenau, tertium non datur; wiewohl man meinen sollte, dass gerade bei so einem bestimmten Begriff wie „genau“ contradictorisch so geredet werden könnte; ich darf nicht so reden streng genommen, denn z. B. bei Decimalrechnung kann ich wohl behaupten: die Zahl 1,00300421 ... oder was es für eine wäre, ist genau — nämlich soweit ich die Decimalen wirklich ausgerechnet habe — und doch: sie ist nicht genau und kann auch nie genau werden, da ich finde, die Decimalen lassen ohne Ende sich weiter ausrechnen. — So kann ich auch nicht sagen: Dieser Mensch fühlt entweder Lust oder er fühlt Unlust, tertium exclusum est; vielmehr gibt es unendlich viele Stufen limitirten Lust und ebenso limitirten Unlust-Gefühls. Es kommt wohl vor, dass man ein und dasselbe Gefühl einerseits als noch etwas Lust, andererseits als einen grossen Theil Unlust enthaltend bezeichnen muss, oder dass man ein Unlustgefühl doch noch mit einem gewissen Grade Lust behaftet findet.

Wenn aber positive und ihnen entgegengesetzte negative Qualitätsbegriffe nie contradictorisch sind, **sollen dann irgend welche Qualitätsbegriffe contradictorisch sein können?** soll dann Contradiction stattfinden können, wenn beide positiv oder beide negativ sind? sollen warm und kalt, gut und böse, lebend und todt, hoffährtig und demüthig — oder ungewiss und unzweifel-

haft (beide negativ und doch in directem Gegensatz) und man nenne welche man wolle von derartigen Begriffspaaren — sollen dergleichen sich contradictorisch gegenüberstellen lassen? Darauf antworten wir:

Nun und nimmermehr.

Es ist richtig: warm ist nicht kalt und kalt ist nicht warm, aber wohl kann bei + 1° R. A. sagen: wir haben 1 Grad Wärme, und B.: es ist heut kalt draussen. Beobachtung und Erfahrung desselben Qualitätsgrades bestimmt den Einen zur Behauptung der Kälte und den Anderen zur Behauptung der Wärme. So kann vielleicht auch A. von einer eingemachten Frucht sagen: sie ist süss; B. aber von derselben: sie ist sauer.

Können nun gut und böse contradictorisch sein, wenn warm und kalt, sauer und süss und ähnliche Begriffspaare, bei denen es ein begrifflich fixirtes medium nicht gibt, contradictorisch entschieden nicht sind?

Allerdings warm und kalt, sauer und süss können beiderseits in verschiedenen Graden wahrgenommen werden, wie alle sinnlich wahrnehmbare Beschaffenheiten. Dagegen moralisch gut hat, streng genommen, keine Grade, aber Grade der moralischen Bosheit gibt es; und weil es solche gibt, wird die vulgäre Betrachtung genöthigt auch ihnen entsprechende Grade moralischer Güte gelten zu lassen, die in der That und genau genommen nur verschiedene Grade moralischer Bosheit in umgekehrter Stufenfolge sind. So kommt es, dass das Wort gut sogar sprachlich zur Comparation fähig ist: A., sagen wir, ist besser als B., und C. ist unter den Dreien der beste; d. h. genau genommen: A. ist weniger böse als B., und C. ist der, welcher unter den Dreien die geringste Bosheit zeigt.

Demnach könnten die, welche die Contradiction von gut und böse behaupten, übrigens immer noch Recht behalten; man könnte doch vielleicht sagen: ein Wesen oder die Handlung eines Wesens ist entweder moralisch gut (absolut gut) oder aber moralisch böse (wenn auch dann der Grad der Bosheit verschieden sein kann), tertium non datur. — Aber nein, nun tritt noch ein anderer Fall ein: es gibt Wesen, an die man überhaupt den moralischen Machtstab gar nicht anlegen kann, die darum moralisch böse nicht sind, aber auch moralisch gut nicht sind. Der Löwe, überhaupt jedes Thier, ist weder moralisch böse noch gut. Das Bellen des Hundes oder das

Ausschlagen des Pferdes ist weder eine moralisch böse, noch eine moralisch gute Handlung. Also ist auch bei diesen moralischen Gegensätzen das medium oder tertium nicht ausgeschlossen, der dritte Fall ist hier nur der, dass überhaupt keiner von beiden Begriffen sich verwenden lässt. Gut und böse sind also auch nur contraria, nicht contradictoria. Das hat auch Aristoteles selbst eingesehen und manche „Aristoteliker“ sind in diesem Stück des Meisters Einsicht gefolgt, aber nicht alle. Manche haben in ihrer Verlegenheit um Beispiele von contradictorischen Qualitäten zu dem Begriffspaar gut und böse gegriffen. Alle aber, auch die, welche diess Beispiel um der Autorität des Meisters willen verwerfen mussten, haben sich noch fort und fort mit dem Gedanken getragen, als könnten doch Qualitäten contradictorisch sein.

Welche Folgen die falsche Annahme von Contradiction für das Denken haben kann, wollen wir noch an einem Beispiel nachweisen. Mit Bezug auf das von St. Paulus 1. Cor. 7 Dargelegte sagt der Kirchenvater Augustinus noch (de bono conjug. 8):

duo bona sunt connubium et continentia, quorum alterum est melius.

Dagegen schon Hieronymus, auf der vermeintlichen Contradiction von bonum und malum fussend, schliesst kühnlich (ad Jovin. 1, 4):

si bonum est mulierem non tangere, malum est tangere; quamdiu impleo mariti officium, non impleo christiani.

Wird das *καλόν* 1 Cor. 7, 1 im Sinn von „moralisch gut“ und nicht in dem von „nützlich“ genommen, und ist die Contradiction zwischen moralisch gut und moralisch böse ausgemacht, so behält Hieronymus und mit ihm die Römische Kirche Recht, denn tangere und non tangere sind auf alle Fälle contradictorisch. Die folgenden Verse von 1. Cor. 7 zeigen aber, dass der Apostel selbst nicht durch falsche Logik sich hat berücken lassen.

In der misslichen Lage, in welche die Annahme von contradictorischen Qualitäten das Denken in der That versetzt, haben sich etliche Logici wohl auf folgende Weise zu helfen gesucht. Sie sagten: In Ansehung eines bestimmten Denkobjects kann von zwei contradictorischen Gegensätzen nur einer statt

finden, es muss aber auch einer von beiden stattfinden; und dann fügten sie die Clausel bei: Man hat übrigens dabei darauf zu sehen, ob die Gegensätze **mögliche** Bestimmungen des betreffenden Denkobjects sind. — Da hatte man ein sicherndes Hinterthürlein sich offen gelassen, aber leider es hält nicht Stand vor der strengen Beurtheilung.

Was hat denn die Logik, die reine Denkwissenschaft, damit zu thun, ob gewisse Qualitäten überhaupt zur Bestimmung eines Denkobjects dienen können? Das ermittelt die Sinnesanschauung und Naturforschung, das ermitteln für die verschiedensten Gebiete lauter aposteriorische Wissenschaften, und aprioriscb ermittelt es für ihre Objecte die Mathematik. Aber die Logik hat wahrhaftig damit nichts zu thun. Muss man denn erst Mathematik, Astronomie, Chemie, Anatomie, Physiologie und alle erfahrungsmässigen, auf Anschauung fussenden Wissenschaften vollständig erschöpft haben (Wissenschaften, die noch dazu bis jetzt kein Mensch wirklich erschöpft hat und die auch nachfolgende Zeiten bis an den jüngsten Tag nimmer völlig erschöpfen werden), um mit Sicherheit eine logische Entscheidung treffen zu können? Dann wollen wir nur den Aufbau der gesunden und wirklich ausreichenden Logik hinter den jüngsten Tag verlegen. Entweder Logik unter unseren jetzigen menschlichen Verhältnissen ist ein Unding, oder ich muss sofort, wo mir ein Entweder — Oder genannt wird, sagen können, ob es eine Contradiction in sich enthält oder nicht. Ich kann unmöglich als Logicus mit dieser Entscheidung warten wollen, bis alle überhaupt möglichen Qualitäten von Denkobjecten ermittelt sind.

Wenn die Herren Logici nicht mit so grossem Selbstvertrauen in den Fussstapfen des von ihnen noch dazu missverstandenen Meisters Aristoteles hätten hergehen wollen, wenn sie sich bemüht hätten, an concreten Beispielen und an Beispielen verschiedener Art die Richtigkeit ihrer vermeintlich — Aristotelischen Behauptungen zu prüfen, würden sie bald gefunden haben, wie unhaltbar ihre Aussprüche über den Unterschied von conträr und contradictorisch sind.

Contradictorisch können Qualitätsbegriffe schon darum nicht sein, weil oft ein solcher Begriff zwei directe Gegensätze hat. So hat z. B. süss die beiden directe opposita: 1) sauer, 2) bitter; stumpf die beiden: 1) scharf, 2) spitz.

Würde man contradictorisch sagen wollen: Diese Frucht ist entweder süss oder sauer; so stellt sich das tertium dar: sie kann ja auch bitter sein. Oder wollten wir uns zutrauen es auszusprechen: sie muss entweder süss oder bitter sein, so kommt das tertium „sauer“ zum Vorschein. Sauer und süss, süss und bitter haben keinen allmäligen Uebergang in einander, wie weiss und schwarz, sie sind schroff geschieden, und doch redet die Sprache von „Sauer-süss“ und „Bittersüss“, und deutet damit an, dass etwas sauer Schmeckendes zugleich auch einen süssen Beigeschmack haben kann (z. B. mit Essig und Zucker zugleich eingemachte Früchte), oder dass neben dem süssen Hauptgeschmack (so zu sagen) noch ein bitterer Nebengeschmack sein kann.

Es sind in der That einzig und allein die moralischen Begriffe: gut und böse, heilig und sündig, gerecht und ungerecht, liebend und lieblos und ähnliche [manche Begriffe enthalten noch in sehr abgeschwächtem Masse etwas Moralisches in sich], auf welche die hergebrachte Auseinandersetzung dessen, was contradictorisch sei, eine Anwendung, aber freilich nur eine scheinbare leidet. Bei ihnen allein findet kein allmähliger Uebergang in das Gegentheil statt, bei allen sonstigen erfahrungsmässigen Qualitäts-Begriffen lässt sich dieser allmälige Uebergang, wenn auch nicht überall als wirklich stattfindend, doch als denkbar, als möglich nachweisen. Auch ist bei den moralischen Gegensatz-Begriffen kein mittlerer Begriff da, das ist richtig; aber ein tertium, ein medium ist doch da, es braucht nicht eben ein fixirter Begriff zu sein; das tertium oder medium bei den moralisch gegensätzlichen Begriffen ist eben diess, dass vielleicht keiner von beiden auf das betreffende Erkenntniss-Object (d. h. auf das logische Subject in dem fraglichen Urtheil) Anwendung leidet. Das medium oder tertium ist der Indifferenzpunkt.

gut ——— | ——— böse

Indifferenz.

Und so dürfte unsere Untersuchung zum Schluss-Urtheil reif sein. Diess muss lauten:

Die **Contradiction**, von welcher der alte Satz gilt: exclusum est tertium s. medium inter contradictoria — **kann im Moment der Qualität gar nicht vorkommen. Qualitäten sind nur conträr.**

Sie stehen nie mit einander in Widerspruch, immer nur, wenn sie sich entgegengesetzt sind, **in Widerstreit.**

Auch die moralischen Begriffe gut und böse bilden, wie schon Aristoteles richtig gesehen, nicht einen Widerspruch, sondern einen Widerstreit. In der That gibt es ja moralisch gleichgültige Handlungen, die selbst noch von einem moralischer Beurtheilung fähigen Wesen begangen sein können. Hat z. B. ein Mensch den anderen rein aus Versehen verletzt, so ist die Handlung nicht gut, aber auch böse ist sie nicht. — Hier haben wir ein doppelt limitirtes Urtheil bis zur Erreichung des Indifferenzpunktes hin, der das medium bildet. — Ja es kann wohl dieselbe That nach einer gewissen Seite hin gut und nach einer anderen hin böse sein. Darauf gründet sich die christliche Behauptung, dass keine Handlung vollkommen gut ist. Auch der wirklich nach einer Seite hin von heiligem Streben gezeugten Handlung pflegt doch auf der anderen Seite etwas moralisch Böses noch beigemischt zu sein, ein Stücklein Hoffahrt, Ehrsucht, Eigennutz und was es sei. Daher gibt es unter den sündigen Menschen keine wirkliche Tugend (wie das selbst Kant trotz seines Rationalismus nicht entgangen ist), daher ist die eigene Gerechtigkeit ein Greuel vor dem Herrn. — Bei dieser letzteren Erwägung ist das medium oder tertium nicht mehr der Indifferenzpunkt, sondern (so zu sagen — wir reden hier nur bildlich) eine Mischung der beiden Gegensätze.

Gäbe es überhaupt contradictorische Qualitäten, so würden sicher gut und böse unter denselben primo loco aufzuführen sein.

Vor allen Dingen aber ist in Bezug auf conträre Qualitätsbegriffe das festzuhalten, dass wechselseitig **einer die Negative des anderen** metaphysisch darstellt, sobald beide nur begrifflich als Pole einer und derselben Axe sich auffassen lassen (also sobald auf keine Weise einer oder der andere oder gar beide die Rolle von Mittelbegriffen spielen können). Nennen wir die beiden Polbegriffe a und z, so ist a die Negative von z und z die Negative von a; das besagt die metaphysische Betrachtung, die von der sprachlichen Ausprägung wohl zu scheiden ist. Mag einer von beiden sprachlich positiv und der andere sprachlich negativ sein; oder mögen beide positive Ausprägung in der Sprache haben (z. B. gut und böse); oder beide negative: für die metaphysische Betrachtung ist jeder die Nega

tive seines Gegentheils. Die Logik hält sich zunächst an die Sprache und unterscheidet der sprachlichen Ausprägung gemäss die drei Urtheilformen: positiv, negativ und limitirt; sie darf aber nichts dagegen einwenden, dass die Metaphysik von den eben genannten Begriffen, insofern dieselben Kategorien sind, einen noch ganz anderen Gebrauch macht. So ist z. B. in metaphysisch-begrifflicher Auffassung nicht allein „unrichtig" Negative von „richtig", sondern auch „richtig" Negative von „unrichtig."

17.

Die Contradiction ist nur modalisch.

Wenn aber alle Qualitäten nur conträr sind, wo soll dann überhaupt Contradiction stattfinden? ist der „Widerspruch" etwa ein bloses Hirngespinst? — Nein, das nicht. Es gibt Contradiction, nur nicht im Moment der Qualität:

Contradiction
ist nur zu suchen und zu finden im Moment der Modalität.

Contradicere heisst widersprechen. Wie widerspricht man denn einer aufgestellten Behauptung? — Dadurch, dass man dem assertorisch-bejahten Urtheil ein **Nein!** entgegenstellt, dem assertorisch-verneinten ein **Ja!** Doch! Und so sind denn in der That das modalisch-bejahte und verneinte Urtheil unter einander contradictorisch. Hier ist a priori das strenge aut-aut, tertio s. medio excluso, anzuwenden.

Die Behauptungen: Diese Pflanze ist entweder eine Monokotyledone oder sie ist keine Monokotyledone — sind contradictorisch, eine von beiden muss unter allen Umständen zutreffen. Ebenso die Behauptungen:

a) diese Angabe ist entweder richtig oder sie ist nicht richtig;

b) sie ist entweder unrichtig oder sie ist nicht unrichtig

sind contradictorisch. Das Nicht ist in solchen Sätzen scharf zu betonen, damit seine modalische Natur hervortrete. Hier wird Dasein und Nichtdasein von Richtigkeit oder Unrichtigkeit

gegenübergestellt, und diese schliessen sich gegenseitig aus. Ist etwas da, so muss sein Nichtdasein unter allen Umständen negirt werden; ist etwas nicht da, so thut die Negation seines Daseins unter allen Umständen noth. In dem obigen contradictorischen Doppelsatz a beschliesst das Attribut „richtig" nur die vollständige Richtigkeit in allen Punkten; das negirte Dasein der Richtigkeit dagegen kann ebensowohl das Dasein entschiedener, absoluter Unrichtigkeit, wie das Vorhandensein verschiedener Grade nur beschränkter Richtigkeit bezeichnen. Und bei b entspricht das negirte Dasein der Unrichtigkeit nur der Behauptung des Daseins vollständiger, absoluter Richtigkeit; das affirmirte Dasein der Unrichtigkeit dagegen umschliesst ebensowohl die Möglichkeit, dass vollständige Unrichtigkeit in allen Punkten da ist, wie die andere, dass die Unrichtigkeit nur eine beschränkte ist, indem doch die Angabe in einzelnen Punkten noch richtig ist, während sie es in anderen entschieden nicht ist. Was aber assertorisch affirmirt oder negirt wird, ist gar nicht eine Qualität, sondern das Dasein oder das Vorhandensein der Qualität am Gegenstande (wenn wir uns so ausdrücken dürfen).

So braucht denn auch überhaupt gar keine qualitative Form der beiden Urtheile, die contradictorisch sein sollen, ausgeprägt zu sein. Wenn ich sage:

Entweder Gott ist (existit) oder Gott ist nicht

so habe ich auch Contradiction. Nur Ein Fall von beiden kann sein, einer muss aber auch sein.

Mit voller Sicherheit sprechen wir es aus: **Contradictorisch sind** auf assertorischem Boden **nur die Behauptungen von Existenz und von Nichtexistenz**, aber diese beiden müssen auch unter allen Umständen contradictorisch sein.

Und zwar es kann sich bei solcher Contradiction um Existenz oder Nichtexistenz ebensowohl des im Subject des Urtheils genannten Gegenstandes wie um die des Attributbegriffes an diesem Gegenstand handeln. Im ersteren Fall hat das Urtheil im Moment der Qualität keine Form, im zweiten muss es qualitative Form haben, Im ersteren Fall gebraucht man im Deutschen gern die Prädicatform: es gibt. Z. B. Entweder es gibt einen Teufel oder es gibt keinen. Einer von beiden Fällen muss sicher statthaben, aber beide zugleich können nicht sein. Solche qualitätslose Urtheile kann man Existenzial-Sätze

im engeren Sinn oder Daseins-Urtheile (vergl. über den Unterschied S. 34) nennen, während man die zugleich auch im Moment der Qualität ausgeformten contradictorischen Urtheile als Urtheile des Zusprechens und Absprechens füglich würde bezeichnen können. Aber nur wenn **ein und derselbe Begriff** ab- und zugesprochen wird, findet wirklich die Contradiction statt.

Werden dagegen in zwei Sätzen zwei verschiedene Qualitätsbegriffe durch das Entweder — Oder in Gegensatz gestellt, so sind diese Begriffe conträr oder widerstreitend, und die Sätze selbst sind dann conträre Urtheile. Z. B. diese Frucht ist entweder süss oder sie ist sauer. Draussen ist es entweder dunkel oder hell. Wir werden entweder Frieden oder Krieg bekommen. (Friede und Krieg sind nämlich Qualitätsbegriffe, und zwar Begriffe von Wechselwirkungsqualitäten, keineswegs Substanzen). Diese Figur ist entweder schön oder sie ist hässlich. Diese Angabe ist entweder richtig oder unrichtig; entweder richtig oder falsch. Der Himmel ist entweder bewölkt oder er ist unbewölkt; entweder bewölkt oder klar. Dieses Mittel ist entweder nützlich oder schädlich. — Der Urtheilende mag bei solchen Urtheilen unter gewissen Umständen Grund haben zu der Voraussetzung, dass die beiden durch „entweder — oder“ in Gegensatz gestellten Fälle die Möglichkeit des Daseins noch anderer Fälle ausschliessen, er mag a posteriori zu dieser Voraussetzung Grund haben. Aber nun und nimmermehr hat er ein Recht a priori, d. h. logisch, die überhaupt möglichen Fälle auf die beiden im „entweder — oder“ namhaft gemachten zu beschränken, er hat kein Recht, a priori hinzuzufügen: tertium non datur.

Denn — um auf die obigen Beispiele zu dienen — die Frucht könnte möglicher Weise auch bitter sein, oder einen fauligen Geschmack haben oder jenen sonderbaren Geschmack, den die Stiche gewisser Insekten verursachen. Es könnte draussen auch Zwielicht, Dämmerung sein. Vielleicht bleibt lange eine politische Spannung, die nicht zum Ausbruch des Krieges führt, aber auch der Segnungen des Friedens entbehrt. Die Figur ist vielleicht ästhetisch gleichgültig. Die Angabe vereint möglicher Weise richtige und unrichtige Bestandtheile in sich. Der Himmel ist vielleicht zu drei Viertheilen klar-

aber in einem Winkel dort ballen sich die Wolken. Das Mittel schadet am Ende ebensowenig, als es nützt.

Contradictorisch dagegen würden die Doppelurtheile sein: die Frucht ist entweder süss oder sie ist nicht süss; sie ist entweder sauer oder sie ist nicht sauer. Draussen ist es entweder dunkel oder es ist nicht dunkel; hell oder nicht hell. Wir werden entweder Frieden oder keinen haben; Krieg oder keinen. Die Figur ist entweder schön oder sie ist nicht schön u. s. w.

Das Saure streitet wider das Süsse, ebenso wie das Bittere, aber weder das Bittere noch das Saure verneint das Dasein des Süssen. Das Helle streitet wider das Dunkele, aber keins von beiden negirt die Existenz des anderen. Das Gute streitet wider das Böse, aber verneint sein Dasein nicht und wird selbst in seinem eigenen Dasein vom Bösen nicht negirt. Das Gute ist metaphysisch die Negative des Bösen und das Böse die Negative des Guten, aber beide sind in der Sprache positiv ausgedrückt. Wenn Philosophen das Böse wohl als Negative des Guten hinstellten, aber übersahen, dass umgekehrt auch das Gute die Negative des Bösen sei, so war das ihre eigene Schuld. Wenn sie durch den Hinweis darauf, dass das Böse nur negativ sei, meinten die Bedeutung des Bösen dem Guten gegenüber in helles Licht setzen, die vom Guten gänzlich verschiedene Natur des Bösen aufweisen zu können: so war das nur ein Wahn, ein idolum theatri. Und hielten sie gut und böse noch dazu für contradictorisch, oder hielten sie nicht diese moralischen Begriffe, wohl aber irgend welche Qualitätsbegriffe sonst (und wenn es gewesen wäre: lebend und todt) für contradictorisch, so hatte ein idolum theatri sie berückt.

Contradictorische **Begriffe** gibt es überhaupt nicht, nur contradictorische **Urtheile.** Diesen unseren Satz, den wir mit der festen Ueberzeugung seiner Richtigkeit hinstellen, scheint nahezu auch Trendelenburg (in dem Abschnitt XII, seiner Log. Unters. „Die Verneinung“) anerkennen zu wollen. Er schreibt u. a. S. 152: „Nur Gedanken verneinen sich und widersprechen sich“; leider aber hebt er das eben ausgesprochene „nur“ sofort wieder auf, indem er fortfährt: „und Erscheinungen nur dann, wenn der einen ein Gedanke zum Grunde liegt, den die andere mit dem ihrigen vernichtet oder

schwächt". So stehe z. B. nach Kant's Bemerkung in der Anthropologie „goldner Schmuck bei unsauberer Wäsche" nicht im Contrast, sondern im Widerspruch. — Wunderlicher Weise beugt sich dieser Philosoph gerade hier vor dieser ganz unbegründeten und grundfalschen Bemerkung Kant's. Und wirklich, ein Gedanke braucht den anderen nur zu schwächen!? Gedanken aber liegen in der That den Erscheinungen gar nicht zum Grunde, sondern werden von denkenden Menschen erst in die Erscheinungen hineingetragen.

Trendelenburg redet in seinem Abschnitt XII mehrmals gar verständig von der Verneinung, ihrem Wesen und ihrer Bedeutung. Aber plötzlich biegt er immer wieder der vollen Erkenntniss der Wahrheit aus. So geht es, wenn man Denken und Sein zusammenzurühren sich bemüht; denn das ist der Fluch, der an Trendelenburg's Forschungen sich heftet. Hat er den Vogel (d. h. die richtige Einsicht) mit der einen Hand gefangen, so fliegt er ihm aus der anderen wieder fort. —

Dr. Rumpel sagt (Propädeutik § 12): „Wird der eine Begriff nur negirt, z. B.: arm — nicht arm, gross — nicht gross u. s. w., so nennt man solche Begriffe contradictorische. Die contradictorischen Begriffe bezeichnen also als rein negative eigentlich nichts Bestimmtes; nur im Sprachgebrauch erhalten manche einen ganz bestimmten Sinn." — Wahrhaftig da ist der Herr Propädeutiker ganz auf dem rechten Wege. Aber wie kann er denn nun noch von contradictorischen Begriffen reden? Die Prädicate: „nicht arm, nicht gross" sind doch wahrhaftig nicht als andere Begriffe von „arm und gross" zu scheiden, sondern es sind ganz dieselben Begriffe in ihnen enthalten, nur modalisch negirt oder qualitativ limitirt. Sind sie nur limitirt, dann findet der Fall statt, dass sie noch „einen bestimmten Sinn" haben; sind sie negirt, dann haben sie in Bezug auf das Subject im Satz überhaupt keinen Sinn mehr, wenn sie auch als Begriffe, für sich betrachtet, bleiben was sie sind und ihren Inhalt behalten. — **Dr. Rumpel beseitigt** thatsächlich **die Annahme contradictorischer Begriffe aus der Logik**, und hat damit vollkommen Recht.

Es ist allerdings möglich, eine Contradiction zu bilden, deren einer Theil scheinbar qualitativ ist, wie z. B. Ein Baum hat entweder Blätter oder er ist blattlos, tertium non datur.

Wenn nämlich die Form mit Endsilbe „los“ ihren Inhalt an modalischer Negation im Munde des Redenden bewahrt hat, wie in obigem Beispiel, lässt sie sich wohl im contradictorischen Doppelsatz verwenden; der Satz: „oder er ist blattlos“ ist dann gleichbedeutend mit: oder er hat keine Blätter. — Die Form mit Vorsilbe „ent“ lässt dagegen nicht sich zur Contradiction verwenden, weil ihre oben nachgewiesene Nebenbedeutung im Wege steht. Man kann nicht sagen: Ein Gegenstand ist entweder beseelt oder entseelt; er hat vielleicht nie eine Seele gehabt und hat noch jetzt keine; aber man könnte sagen: Ein Gegenstand ist entweder beseelt oder seelenlos (wenn man das Wort bilden wollte).

Bemerkenswerth ist, dass die Sprache, wiewohl vielfach von den Philosophen zur Behauptung von „Widersprüchen“ tyrannisirt, doch in richtigem Tact, wo sie instinctiv redet, gegen die philosophischen Machtsprüche sich wehrt. Wenn man einer namhaft gemachten Qualität eine andere entgegensetzen will, fängt man den Satz auf Deutsch an: im Gegentheil, Französisch: au contraire oder contrairement, Englisch: on the contrary, auch Lateinisch: e contrario; man kann sprachlich nicht anheben mit: im Widerspruch, contradictoirement, on the contradictory, oder Lateinisch mit einer von contradicere abgeleiteten Form. Um uns an Dr. Dühring's später (Cap. 22) zu besprechendes Beispiel hier schon zu halten: Wenn es richtig ist, dass lebend und todt im Widerspruch stehen, müsste man doch Einem auf seine Frage: ist A. todt? — wenn A. noch nicht todt ist, antworten: nein, im Widerspruch er lebt noch! Aber man sagt nicht so! Deutsch sagt man allerdings auch nicht „im Widerstreit“, sondern ganz allgemein „im Gegentheil“; aber auf Französisch z. B. würde man antworten: contrairement und nicht contradictoirement. So zeigt sich's, dass der Instinct der Sprache sich noch gegen die Satzungen der Philosophen wehrt.

18.

Die Herbartische Schule. — Dr. Drobisch.

Es ist sehr zu beklagen, dass Herbart und seine Schule nicht erkannt hat, wie es sich eigentlich mit der Contradiction verhält. Wir achten das „exacte“ Streben sehr und befleissigen uns unsererseits selbst seine Bahnen, soweit sie gangbar sind, zu verfolgen. Herbart aber meinte im Satz von der Contradiction jenen festen Punkt gefunden zu haben, mit dem man die Welt aus ihren Angeln heben kann. Und er hat weidlich sie gehoben, aber leider nur — in Gedanken; denn er hat nicht begriffen, was eigentlich Contradiction sei, und hätte er das begriffen, so würde er gar nicht versucht haben, da seinen Hebel einzusetzen. Die Begriffe des Dinges mit mehreren Merkmalen, der Materie, der Veränderung, des Ich — wahrhaftig sie werden alle mit vollem Unrecht beschuldigt, Widersprüche in sich zu enthalten. Contraria mögen sie enthalten, und wenn sie solche enthalten, dann ist durch diese Thatsache schon nachgewiesen, dass diese Contraria nicht unvereinbar sein können; und der Denker hat nichts zu thun, als diese Thatsache anzuerkennen; aber Widerspruch (contradictio) kann in ihnen nicht sein. Schade um die grossartigen und bewundernswerthen Anstrengungen Herbart's und seiner Schüler. Ihre metaphysischen Thaten sind leider auf diese Weise nur Streiche in die Luft; und nur darin behalten ihre Leistungen keinen geringen Werth, dass sie bei ihrem in die Luft Streichen den Boden unter ihren Füssen mit grossem Fleiss auf seine Beschaffenheit geprüft haben; ganz im Unterschied von den „Absoluten“, die zum Treten keine Lust hatten, aber zum Fliegen grosses Geschick zu haben glaubten. Den festen Tritten der Herbartischen Schule verdanken wir manche sorgsame Erforschung thatsächlicher Verhältnisse, besonders der psychischen.

Es ist nicht unsere Absicht, im Einzelnen auf die Herbartischen Ansichten einzugehen und Schritt für Schritt die falschen zu widerlegen. Nur ein Beispiel wollen wir vornehmen. Die Schule behauptet, wo sie des Widerspruchs im Begriff des Dings mit mehreren Merkmalen meint habhaft geworden zu sein: „Die Einheit des Dinges fordert, dass es bei

Einer Setzung sein Bewenden habe, die Vielheit seines Besitzens verlangt, dass es bei ihr nicht sein Bewenden haben solle.“ — Ist nicht hier wirklich Contradiction in dem von uns gerade nachgewiesenen einzig richtigen Sinne? — Wir müssen antworten: Nein, **die Contradiction ist erkünstelt, ist erschlichen,** ist nur eine scheinbare. Nur wenn ein und derselbe Begriff ab- und zugesprochen wird, findet wirklich Contradiction statt (vergl. S. 87). Wenn das Ding nur eines ist, muss es allerdings auch bei seiner Einheit („Einen Setzung“) sein Bewenden haben. Entweder das Ding ist eines oder es ist nicht eines. So lautet der contradictorische Doppelsatz. Es behauptet aber auch Niemand, dass Ein Tisch zwei Tische seien, Ein Hund drei Hunde oder Ein Korn vier Körner u. s. w. Die Vielheit der Merkmale (des „Besitzens“) verlangt nicht, dass man aus dem Einen Dinge mehrere Dinge machen soll. **Ding und Merkmal sind nicht ein und derselbe, sondern ganz verschiedene Begriffe.** — „Dass es bei ihr nicht sein Bewenden haben soll.“ Da wird durch das Fürwort „ihr“ der Schein erweckt, als sei „Setzung“ des Merkmals, d. h. eines einzigen Merkmals gleichbedeutend mit der Setzung des Dinges, eines einzigen Dinges, dem das Merkmal zukommt. Wie ist's möglich, dass scharfe und redliche Denker (und solche findet man in der Herbartischen Schule) die Begriffe Ding und Merkmal verwechseln, und daraus, dass das Eine Ding bleiben muss, den Satz machen können: es muss, es müsste eigentlich nur Ein Merkmal sein! — Wer das nicht festhält, dass in beiden Theilen des contradictorischen Doppelsatzes dasselbe Subject sein muss: dem ist die Contradiction eine terra incognita; der wird Widersprüche und Schwierigkeiten sehen, wie es Leute gibt, die Gespenster sehen; der wird Wasser schöpfen in das Fass der Danaiden.

Wenn Herbart folgert: Besitzt ein Ding viele Eigenschaften, so ist diess sein Besitzen ein ebenso vielfaches, als Eigenschaften sind — so hat er richtig gefolgert, freilich damit nur ausgesprochen was sich von selbst versteht. Folgert er aber nun weiter: Ist das Besitzen des Dinges ein vielfaches, so wird dadurch das Ding, das nur Eines sein soll, selbst ein Vielfaches — so hat er das rein aus der Luft gegriffen, ja so hat er damit etwas gänzlich Widersinniges gesagt. Wenn ich hundert Thaler besitze, so ist mein Besitz

ein hundertfacher, aber ich selbst bin dadurch wahrhaftig nicht ein Hundertfacher geworden! Und wenn ein Baum 10,000 Blätter besitzt, so bleibt er darum doch — Ein Baum! Da nun die Herbartische Schule selbst bekennt, der Widerspruch im Begriff des Dinges mit mehreren Merkmalen wiederhole sich eigentlich nur in den anderen Widersprüchen allen — so ist wohl zum voraus klar, wie es mit allen diesen Widersprüchen stehen mag, und in welches Labyrinth diese Herbartische Metaphysik sich verirrt hat.

Prof. Drobisch ist in einiger Verlegenheit, wie er den Unterschied von conträr und contradictorisch eigentlich fassen soll. Er sagt (Logik § 65): „Offenbar ist der conträre Gegensatz nur ein specieller Fall des contradictorischen; denn der dem A conträr entgegengesetzte Begriff ist das Ende der Reihe, deren Anfang A und deren übrige Glieder sämmtlich dem A contradictorisch entgegengesetzt sind.“ „Beachtet muss werden, dass der contradictorische Gegensatz eine Mehrheit von Begriffen umschliesst, dagegen der conträre immer nur zwischen zweien statt hat.“ Demnach verhielte sich also ein Mittelbegriff contradictorisch gegen die beiden contrarie opposita, zwischen denen er liegt, wenn er auch nur ein Bruchstück der Contradiction wäre! Demnach würden (um uns an ein Beispiel von Drobisch selbst zu halten) gelb und blau conträr sein, grün aber contradictorisch gegen gelb sowohl wie gegen blau; denn ich kann die Reihe von beiden Seiten beginnen; und wieder blau und grün zusammen wären contradictorisch gegen gelb, gelb und grün zusammen gegen blau. Es entsteht eine Verwirrung sonder gleichen. Eine Hülfe würde noch sein, einen von beiden Begriffen (entweder „contradictorisch“ oder „conträr“) ganz wegzuwerfen, denn es ist gar nicht abzusehen, was ihre Beibehaltung neben einander nützen soll, aber Schaden, Verwirrung anrichten muss sie auf Tritt und Schritt. Und die Spuren dieser Verwirrung zeigen sich denn auch in dem nach anderen Seiten hin so klaren und trefflichen Logikwerk Drobisch's. Dasselbe steht übrigens von vorn herein in Bezug auf die Lehre von der Contradiction ganz auf dem richtigen Fleck. Es heisst darin (§ 59): „Wenn zwei Urtheile gegeben sind, von denen das eine dem Subject ein Prädicat beilegt, das andere demselben Subject dasselbe Prädicat abspricht, so stehen diese Urtheile mit einander in

Widerspruch.“ — Ach dass doch der so ernst forschende Logiker hierbei stehen geblieben wäre! Wenn doch die ganze Herbartische Schule die Richtigkeit dieses Satzes anerkennen wollte! Ihre seitherige Dialektik (eine „Lehre vom Schein“ im vollsten Sinn des Worts) würde alsbald in sich zusammenstürzen, die Herbartischen Schwierigkeiten und bedenklichen Widersprüche wären auf einmal beseitigt. Es gälte neuen Anlauf zu neuem Forschen!

Leider verliert unser Logiker noch in demselben § den rechten Standpunkt wieder und schweift fort in die Nebel der überlieferten Logik. Er erklärt den Widerstreit („repugnantia“) für eine species des Widerspruchs. Contrarietät aber der Anschauungen (resp. Empfindungen) und Repugnanz der Begriffe, decken sich. Repugnante Begriffe sind solche, die sich auf conträre Anschauungen gründen. Wir brauchen den Begriff Repugnanz gar nicht als terminus technicus, sondern bezeichnen solche Begriffe bald schlechtweg als selbst conträr.

Wenn es uns doch gelänge, endlich über den Unterschied von conträr und contradictorisch volle Klarheit zu schaffen. Wahrhaftig **das müsste wie ein Antimiasmaticum in der Philosophie wirken.**

19.

Kant und die Friesiche Schule

haben das Richtige geahnt, aber nicht sicher aufgefunden.

Kant war auch in Bezug auf den Unterschied von contradictorisch und conträr nahe daran, das Richtige zu erkennen, aber zur vollen Klarheit ist er nicht gekommen. In der Kritik der reinen Vernunft (in der Anm. zum siebenten Abschnitt der „Antinomie der reinen Vernunft“) unterscheidet er analytische und dialektische Opposition. Sehr lehrreich sind die Beispiele, an denen er beide nachweisen will.

„Ein jeder Körper riecht entweder gut [d. h. angenehm] oder er riecht nicht gut.“ Diese beiden Urtheile erklärt Kant nur für widerstreitend oder conträr, nicht für contradictorisch, da das tertium nicht ausgeschlossen sei; es können nämlich

beide Sätze falsch sein, denn es ist möglich, dass ein Körper überhaupt gar nicht riecht. Solch eine Opposition nennt Kant dialektisch.

Wir sagen so: Die Sätze sind darum nicht contradictorisch und die Opposition ist darum nicht stichhaltig, sondern logisch verkehrt, weil die Negation nicht zu „riecht“, sondern zu „gut“ gehört. Das Riechen ist in beiden Sätzen modalisch bejaht, Geruch also vorausgesetzt; da aber Geruch keineswegs jedem Körper zukommt, so ist die Opposition thöricht. Contradiciren ist nicht Sache der Empirie oder der Metaphysik, sondern Sache des reinen Denkens (ein rein logisches Beginnen), wie darf denn aber das reine Denken als selbstverständlich voraussetzen, dass jeder Körper riecht, dass das Riechen zum Begriff des Körpers gehört? — Der einfache Satz: Dieser Körper riecht nicht-gut (mit unbetontem „nicht“) wäre qualitativ limitirt, aber assertorisch affirmirt. Man kann allerdings auf das nicht den Ton legen und es so zur modalischen Negation stempeln, dann aber bezieht sich die assertorische Verneinung nur auf das „gut“. Soll nun auf diese Weise ein wirklich contradictorisches Doppelurtheil ausgesprochen werden, so muss die Qualität des Geruchs zum voraus in das Subject hinein; es muss das Doppelurtheil also, um logisch richtig zu sein, so lauten: „Jeder überhaupt riechende Körper riecht entweder gut oder er riecht nicht gut“. Hier hat wirkliche Contradiction statt und die Opposition ist nun richtig. Das nicht-gut-Riechen umfasst dann den unangenehmen Geruch, wie auch allen Geruch, der uns gleichgültig ist, weder angenehm noch unangenehm uns berührt.

Es wäre ja möglich, dass alle Körper als solche Geruch hätten, dass man beim Nennen des Begriffs Körper sofort a priori auch an seinen Geruch denken müsste, mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher wir in der That an die Ausdehnung eines jeden Körpers im Raume denken. In diesem Fall würde das Doppelurtheil in der von Kant nur für widerstreitend erklärten Form wirklich als contradictorisch gelten können. Da aber die Logik dann diesen Begriff des Körpers nicht aus sich würde genommen, sondern von der Empirie überantwortet erhalten haben, befänden wir uns dabei nicht mehr allein auf dem Boden der Logik. Das rein logische Urtheil würde doch auch in dem angenommenen Fall dieses bleiben: „Alles Rie-

chende riecht entweder gut oder es riecht nicht gut". Und nur durch einen logischen Schluss liesse das Urtheil: Jeder Körper riecht entweder gut oder er riecht nicht gut — sich gewinnen, nämlich:

Alles Riechende riecht entweder gut oder nicht gut;
jeder Körper riecht;
also riecht jeder Körper entweder gut oder nicht gut.

Das Bilden von Schlüssen ist aber keineswegs ein unmittelbar, selbständig logisches Thun, sondern nur ein mittelbar, unselbständig logisches. Urtheile mit blos logischem Gehalt gibt es und ein solches ist die major in obigem Schluss; aber der Gehalt der minor ist nicht aus dem Boden der Logik entsprossen, sondern könnte (wenn thatsächlich richtig) nur von der Empirie geboten sein. Aus der Zusammenstellung beider Urtheile (eines logischen und eines empirischen) würde erst das Schlussurtheil logisch sich ergeben. In jedem dreigliederigen Schluss ist wenigstens eins der beiden Urtheile, major oder minor, nicht von logischem, sondern von anderweitigem Gehalt; es können aber auch beide anderen Gehalt haben. Das Urtheil mit dem Subject „jeder Körper" wäre (wenn möglich) nicht ein auf unmittelbar logischem Wege gebildetes, sondern nur ein auf dem Wege der empirischen Reflexion logisch erschlossenes.

Soll aber, wie die Sache in der That steht, das Subject beider Urtheile bleiben: „jeder Körper" und sollen beide in Contradiction gestellt werden, so können sie nur lauten: „Jeder Körper riecht entweder, oder er riecht nicht". Hier ist richtige Opposition mit ausgeschlossenem Dritten, da hier das „nicht" zu „riecht" gehört und entschieden modalisch ist. Diese Opposition nennt Kant die analytische. Der Ausdruck ist nicht — unpassend. Jede wirkliche Contradiction ist analytische Opposition. Das directe Gegentheil (contrarium) von analytisch ist aber nicht dialektisch, sondern synthetisch. Und so müsste man im Gegensatz zur analytischen Opposition von einer synthetischen reden. Eine solche gibt es in der That auch; jede Opposition conträrer Qualitäten ist eine synthetische. — Die von Kant als „dialektisch" bezeichnete Opposition ist dagegen — sobald sie a priori versucht wird — nur eine logische Verirrung, die gar keinen Namen verdient. Die wirklich a posteriori synthetische Oppostion conträrer Qualitäten ist nicht

auf zwei Glieder beschränkt, wie die analytische der Contradiction, sie kann drei und mehr Glieder enthalten.

Neben das erste von uns eben besprochene Beispiel stellt aber Kant ein zweites: „Jeder Körper ist entweder wohlriechend oder er ist nicht wohlriechend“. Hier, sagt er, findet Contradiction statt, hier ist analytische Opposition; das zweite Urtheil befasst auch die Körper mit, die gar nicht riechen. Wir stimmen dem vollkommen bei.

Es ist also nicht zu verkennen, Kant war dort in der Kritik der reinen Vernunft nahe daran einzusehen, dass alle Qualitäten nur unter sich conträr sind, dass zur Contradiction die modalische Negation in das eine der Glieder des Doppelsatzes gehört. Und das tritt noch besonders klar hervor, indem er weiter behauptet, dass „**endlich**“ **und** „**unendlich**“ **nicht contradictorisch** sind.

Er fährt nämlich fort (und darauf kam es an jener Stelle ihm besonders an) und erklärt den Doppelsatz: „die Welt ist dem Raum nach entweder unendlich oder sie ist nicht unendlich (non est infinitus)“ für contradictorisch, die Opposition für analytisch; nur einer von beiden Sätzen könne wahr sein.

Dem geben wir natürlich wieder vollständig unsere Zustimmung, sehen auch mit Interesse, dass der Meister durch Recurs auf den so festbestimmten lateinischen Ausdruck die Negation als modalisch gekennzeichnet hat. Das zweite Glied darf nicht etwa heissen: aut est non infinitus, sondern muss heissen: aut non est infinitus.

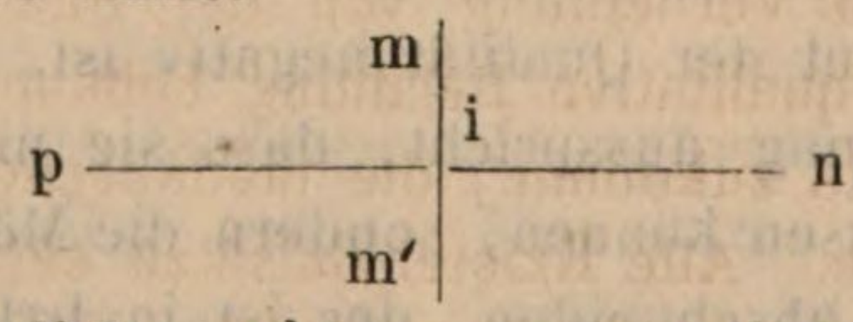
Dagegen findet Kant in der folgenden Fassung: „die Welt ist entweder unendlich oder sie ist endlich“ nur dialektische Opposition; beide Sätze können falsch sein, ein tertium ist nicht ausgeschlossen. — In der That fehlt hier die Contradiction, weil beide Sätze modalisch affirmirt sind, wenn auch der erste im Moment der Qualität negativ ist. Wer die beiden Sätze in der Meinung ausspricht, dass sie nicht blos sich gegenseitig ausschliessen können, sondern die Möglichkeit des tertium auf alle Fälle abschneiden, der ist in Irrthum befangen.

Wenn doch der Meister diese seine richtige Einsicht des weiteren verarbeitet hätte, wenn er doch von richtiger Beurtheilung einzelner Beispiele zu vollständiger Erkenntniss des Sachbestandes überhaupt gekommen wäre! Wenn es ihm doch

gelungen wäre, den Wahn qualitativer Widersprüche zu beseitigen, der noch nach seinen Tagen so üppig gewuchert hat!

Man kann (dass wir nun auf den S. 63 schon berührten Punkt zurückkommen) auch in Bezug auf Gott contradictorisch nur sagen: Gott ist entweder unendlich oder er ist nicht unendlich; und: Gott ist entweder endlich oder er ist nicht endlich. Nur je einer von beiden Sätzen hier und dort kann richtig sein, einer muss aber auch richtig sein. Und wir können uns (wie schon oben angedeutet) metaphysisch hier wie dort nur für den modalisch negirten Satz entscheiden: Gott ist nicht endlich; und Gott ist nicht unendlich. Den Begriff der Unendlichkeit begleitet nämlich in unserer Seele ganz entschieden die Vorstellung räumlicher Ausdehnung, und diese Vorstellung sehen wir uns genöthigt vom Begriff Gottes fern zu halten.

Dabei ist es nun aber auch möglich, folgenden Doppelsatz mit qualitativem, also unbetontem Nicht zu bilden: Gott ist nicht — endlich, aber auch nicht — unendlich. Dieser conjunctive Doppelsatz enthält Doppellimitation bis zum Indifferenzpunkt hin. Die Begriffe endlich und unendlich verhalten sich in der That bei deutlichem Vorstellen und Denken gegen die Idee Gottes gleich indifferent. Beide Theile des Doppelsatzes sind dann modalisch affirmirt, während wir vorher im zweiten Glied der Disjunction modalische Negation hatten. Wir sehen an diesem Beispiel, dass wenn zwei contrarie opposita in Bezug auf dasselbe Denkobject modalisch verneint sind, dass dann in beiden zugleich die Negation sich aus der modalischen auch zur qualitativen (limitirenden) umgestalten lässt, indem auf diese Weise das doppelte Nicht der Limitation am Indifferenzpunkt zwischen den beiden contrariis sich begegnet; und an diesem Indifferenzpunkt schneidet die modalische Negation die qualitative Linie.



(p = positiver Qualitätspunkt; n = negativer; i = Indifferenzpunkt; m m′ = modalische Negation.)

In der Anthropologie, die Kant erst 1798 geschrieben (zu Anfang des Cap. „von der sinnlichen Lust“, S. 168 der ersten,

bei Nicolovius erschienenen Ausgabe) sagt er: Vergnügen und Schmerz, Angenehm und Unangenehm seien „eines dem anderen nicht blos als Gegentheil (contradictorie s. logice oppositum), sondern auch als Widerspiel (contrarie s. realiter oppositum) entgegengesetzt". — Hier ist ihm offenbar sein Unterschied von analytischer und „dialektischer" Opposition wieder abhanden gekommen. Die Verbindung: „nicht blos, sondern auch" enthält einen entschieden unrichtigen, ja logisch gar nicht möglichen Gedanken; es müsste von den angeführten Begriffen heissen: sie sind nicht contradictorisch, sondern vielmehr conträr entgegengesetzt. Auf der anderen Seite aber zeigt sich hier, dass Kant selbst, wenn er seine „transscendentale Verneinung" (s. oben S. 53) als contradictorisch erkennt, wie wir sie ihm nachweisen: dass er dann sie nicht mehr transscendental nennen kann, sondern sie logisch nennen muss, stellt er doch contradictorie und logice als synonym zusammen.

So scharf also Kant sonst zu sehen und so kritisch er zu forschen pflegte, in Bezug auf die Punkte, welche aufzuhellen wir zu unserer Aufgabe gemacht haben, sehen wir ihn in einem steten Hin- und Herschwanken. Er ist fern davon, unbedacht mit der Masse der blinden „Aristoteliker" zu laufen, aber sein sich-Bedenken hat ihn nicht so weit gebracht, dass er die vermeintliche Aristotelische Fessel wirklich zerrissen hätte. Warum aber hat Niemand bis jetzt auf diess sein Schwanken hingewiesen, da man doch sonst so eifrig war, auf „Widersprüche" bei dem Alten zu fahnden?

Die Friesische Schule hat den Unterschied zwischen qualitativer und modalischer Bejahung und Verneinung und zwischen den Begriffen conträr und contradictorisch betont und ihn doch nicht begriffen. Apelt sagt in seiner Metaphysik S. 122: „Für die Dialektik ist es von grosser Wichtigkeit die modalische Bejahung und Verneinung von der qualitativen sorgfältig zu scheiden. Die qualitative Bejahung behauptet, dass ein Prädicat einem Subjecte zukomme, die modalische behauptet, dass das Subject existire. Alle Existenzialsätze enthalten daher eine modalische und keine qualitative Bejahung". Der letzte Satz ist gewiss richtig; auch thut hier grosse Sorgfalt noth, nur ist es Apelt selbst noch nicht gelungen so sorgfältig zu scheiden, wie es noththut. Der Ausspruch: „Die qualitative Bejahung behauptet, dass ein Prädicat einem Subjecte zukomme", ist

entschieden unrichtig; es muss heissen: Die qualitative Bejahung spricht ein Attribut in positiver Form aus, die qualitative Verneinung in negativer. — Ob ein Prädicat einem Subjecte zukommt oder nicht, darüber kann das Moment der Qualität gar nichts besagen, das liegt rein in dem modus der Copula; und mit diesem hat es das Moment der Modalität zu thun.

Apelt ist darum auch nicht zu einer richtigen Erkenntniss des Unterschiedes der drei Formen im Moment der Qualität gekommen, er ist bei der Verwechselung der negativen und limitirten Form stehen geblieben. Er hat darum auch den wirklichen Unterschied zwischen contraria und contradictio nicht erkannt, indem er noch fortfährt die Contradiction im Moment der Qualität zu suchen, während sie doch nur in dem der Modalität ihre Stelle hat. Dieser Wahn hat ihn sogar dazu verleitet, (in seinen Vorlesungen) den Satz vom ausgeschlossenen Dritten als logischen Grundsatz „nach der qualitativen Form“ zu bezeichnen.

Das Dasein der dritten Kategorie im Moment der Modalität, „limitirt“ hätte schon für sich davon abhalten müssen, eine qualitative Contradiction für möglich zu halten.

20.

Aufzählung

der logisch möglichen Fälle der Contradiction.

Wir wiederholen das Ergebniss unserer Untersuchungen:

Qualitäten können nie contradictorisch sein, sind nur conträr. Contradiction gibt es nur im Moment der Modalität.

Contradictorisch werden **1)** Existenz und Nichtexistenz eines Denkobjectes behauptet,

z. B. Gott ist oder ist nicht;

contradictorisch wird **2)** eine Qualität (gleichviel ob positiv oder negativ und ob limitirt) zugesprochen und abgesprochen,

z. B. dieser Körper riecht oder er riecht nicht.

Contradictorisch werden **3)** Möglichkeit und Unmöglichkeit der Existenz eines Denkobjectes behauptet,

z. B. dieser Fall kann entweder eintreten oder er kann nicht eintreten;

oder 4) Möglichkeit und Unmöglichkeit, eine Qualität einem Denkobjecte zuzusprechen,

z. B. dieser Körper kann entweder elektrisch sein oder er kann nicht elektrisch sein.

Contradictorisch werden 5) Nothwendigkeit und Zufälligkeit der Existenz eines Denkobjectes einander gegenübergestellt,

z. B. entweder muss diese Naturerscheinung sich ereignen oder ihr Eintreten ist nicht nothwendig, also zufällig;

oder 6) Nothwendigkeit und Zufälligkeit davon, dass man eine Qualität von einem Denkobjecte aussagt,

z. B. jeder Körper muss entweder riechen oder braucht nicht zu riechen.

Hier ist überall das tertium oder medium ausgeschlossen. — Die sechs Formen finden sich auch bei Drobisch (Logik § 62) aufgestellt, aber er sagt:

Für bejahende problematische Urtheile ist die Copula: kann seyn,
für verneinende „ : muss nicht seyn.
Für bejahende apodictische : muss seyn,
für verneinende „ : kann nicht seyn. —

Wo wir also die Form der Copula „kann nicht sein“ aufgestellt haben, stellt Dr. auf: muss nicht sein; für unser „muss nicht sein“ sagt er: kann nicht sein. — Wer hat nun Recht? Die Sache ist die: Drobisch zieht einfach die Negation nicht zur Copula, sondern zum beigefügten Infinitiv; er müsste schreiben: „muss nichtsein“ und „kann nichtsein“, während wir zu schreiben hätten: „kannnicht sein“ und „mussnicht sein“. Unmöglichkeit des Seins und Nothwendigkeit des Nichtseins, Nichtnothwendigkeit des Seins und Möglichkeit des Nichtseins entsprechen sich allerdings. So bekommt Dr. auf seine Weise Formen, die dem Inhalt nach mit den unsrigen gleiche Geltung haben, aber die correcten Formen hat er nicht, die haben wir in Vorstehendem und schon oben (S. 24) dargelegt. Statt „muss-nicht“ in der apodictisch negirten Form pflegt die deutsche Sprache den Ausdruck „braucht-nicht“ lieber anzuwenden. —

Das Obige ist die genaue Aufzählung aller verschiedenen Fälle, in denen Contradiction vorkommen kann. Es sind ihrer

$2 \times 3 = 6$; 3 nach der Zahl der Urtheilformen im Moment der Modalität; 2 in jeder Form, je nachdem der Modus der Copula dem Subjecte gilt oder dem Attribute. Wenn nämlich auch in Existenzialsätzen das „Sein“ nicht Copula, sondern Existenzialbegriff ist, enthält es doch die Kraft und Bedeutung der Copula immer in sich und ist mit einem bestimmten Modus derselben behaftet.

Möglich sind die sechs Fälle und auch nur diese sechs von einander zu unterscheidenden Fälle. Aber es ergibt sich auch sofort, dass die problematische Contradiction (3 und 4), sowohl wenn sie sich auf Existenz (Eintreten) des Subjects, wie wenn sie sich auf Zukommen des Prädicats bezieht, nahezu ohne Werth ist. Logisch lassen sich die beiden Fälle bilden, aber im Erfahrungsgebiet und metaphysisch sind sie in der Regel zwecklos, denn das Gebiet der Möglichkeit, wenn wir auch fort und fort mit unseren Urtheilen es betreten müssen, ist für unsere Forschung zuletzt immer in Dunkel gehüllt, rufen wir doch oft aus, wenn uns ein Ereigniss berichtet wird: Unmöglich! oder sagen: Das hätten wir für unmöglich gehalten — und müssen doch das fait accompli anerkennen.

Und nicht viel besser steht es mit der apodictischen Contradiction (5 und 6); wir sind genöthigt Nothwendigkeit und Zufälligkeit zu unterscheiden und sind doch oft nicht im Stande, über beide entschieden abzusprechen oder die Grenze zwischen beiden streng zu ziehen. Oder wo die Nothwendigkeit uns sofort klar entgegentritt, wie bei allen mathematischen Sätzen, da kommt man gar nicht in die Verlegenheit, die Contradiction zwischen ihr und der Zufälligkeit anzuwenden oder aus dieser Contradiction irgend einen weiteren Schluss zu ziehen.

Nur die assertorische Contradiction in ihren beiden Fällen (1 und 2) hat Bedeutung, aber nur — logische Bedeutung. Erfahrung kann man mit dieser Contradiction nicht machen, dieselbe gibt nur bei der Forschung festen Grund unter die Füsse. Aus keiner Contradiction kann man etwas lernen; die Logik gibt überhaupt keine Lehren, sie macht nur klar, was man eigentlich schon ohne sie (a priori eben) hat und weiss oder doch ohne helles Bewusstsein instinctiv in Anwendung bringt. Contradiction, wie alle logische Thätigkeit, ist nur analytisch, dient nur dazu, dass der denkende Verstaud den wirklich ihm entgegentretenden Erscheinungen gegenüber festen

Fuss fasse; zur Synthesis kann sie nicht verhelfen, weder zu einer aposteriorischen, noch zu einer apriorischen Synthesis.

Anm. Beiläufig eine Bemerkung. Das Gesetz der Contradiction findet seine Anwendung überall auf menschliche Behauptungen. Solche aber lassen sich in zwei Hauptclassen sondern:

1) Behauptungen, die wirklich Erfahrenes oder a priori Gewisses aussprechen — zu diesen letzteren gehört das Gesetz der Contradiction selbst —, also Behauptungen, die das allgemein menschliche Urtheil als objectiv wahr bezeichnen muss;

2) Behauptungen, die nur eine subjective Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit im Munde des Behauptenden haben.

Bei den Behauptungen der ersten Classe lässt sich thatsächlich nachweisen, dass die eine der beiden Seiten der Contradiction da ist, die andere Seite eben darum nicht da ist, ja nicht da sein kann. Bei Behauptungen der zweiten Classe ist es möglich, es findet sich später gerade die andere Seite der Contradiction thatsächlich bestätigt, während in der subjectiven Meinung des Redenden dieselbe durch Behauptung der ihr entgegengesetzten Seite ausgeschlossen war. So ist's namentlich oft bei den auf die Zukunft gehenden Behauptungen. Das ändert aber nichts am contradictorischen Gesetze selbst. So heisst es z. B. contradictorisch: Es wird entweder heut regnen oder es wird heut nicht regnen. Wenn nun auch Jemand bestimmt behauptet: es wird heute nicht regnen — und es regnet nachher doch, so ist doch dadurch das contradictorische Gesetz auch nicht im mindesten ausser Kraft gesetzt.

21.

Die Logik lehrt nur, was Contradiction ist, nicht was conträr ist. — Mittelbar und unmittelbar conträr. — „Contradictio in adjecto".

Wohl ist es möglich, dass auch ausserhalb des Gebietes der Contradiction, die nur logisch ist, sich das strenge Entweder — Oder (aut — aut), welches jeden dritten Fall ausschliesst, anwenden lässt; möglich, dass von zwei Qualitäten nur eine sein, von zwei Fällen nur einer eintreten kann. Dann aber ist es nun und nimmermehr die Logik, die das lehrt, sondern es sind dann ganz bestimmte synthetische Erkenntnisse, aus denen sich das ergibt, mag es die Erfahrung sein oder die Mathematik oder welche Wissenschaft sonst. Wir haben dann nicht contradictoria, sondern zwei sich streng ausschliessende

contraria vor uns; der gegenseitige Ausschluss der beiden Theile gilt nicht allgemein im Wesen der Dinge, sondern nur für ein bestimmtes Verhältniss bestimmter Dinge.

Die Reflexion lehrt, dass es den Unterschied zwischen contradictorisch und conträr gibt. Die Logik lehrt, was Contradiction sei, was für Arten derselben es geben könne; aber sie lehrt nicht, was eigentlich conträr sei und welche Begriffe in conträre Opposition treten können. Das lehrt allein die Synthesis, die aposteriorische der Erfahrung, und auch die apriorische (z. B. in der Mathematik).

Diess fühlt auch Trendelenburg wohl; darum schreibt er (L. U. I S. 257): „Die reale Natur, die im Gegensatze ihre Macht hat und die wider einander gekehrten Thätigkeiten zu einer höheren Einheit ausgleicht, ist reicher als die armselige Reduction auf Ja und Nein". — Schon richtig! Wenn nun der Logiker nur auch ernstlich dem Streben entsagte, diese reale Natur in das Prokrustes-Bett seiner Reflexion zu spannen!

Ob z. B. die Begriffe „schwarz" und „süss", „eckig" und „alt" conträr sind oder nicht, darüber kann die Logik nichts sagen, sie kann auch hier contradictorisch nur soviel aussprechen: sie sind entweder conträr oder sie sind's nicht. Die Erfahrung aber zeigt, dass die sinnlichen Anschauungsbegriffe a posteriori: schwarz und weiss, schwarz und roth u. s. w., die Geschmacksbegriffe süss und sauer, süss und bitter, die apriorischen Anschauungsbegriffe eckig und rund, die gemischten Erfahrungsbegriffe alt und jung, alt und neu — conträr sind; dass dagegen zwischen den Anschauungen und Empfindungen des Schwarzen und Süssen, des Eckigen und Alten ein conträres Verhältniss nicht stattfindet.

So kann die Logik auch nicht sagen, welche Arten conträrer Begriffe möglich sind; das können wir nur auf dem Wege der Erfahrung finden. Und auf diesem Wege liessen sich wohl zwei Hauptarten solcher conträrer Begriffe unterscheiden: 1) direct oder unmittelbar conträre, 2) indirect oder mittelbar conträre.

Mittelbar conträr sind Begriffe, bei denen ein oder mehrere Mittelbegriffe vorhanden sind; unmittelbar conträr solche, bei denen es Mittelbegriffe nicht gibt, wenn auch mehrfache Grade der Limitation dann immer noch unterschieden werden können.

Nehmen wir beispielsweise die Farben. Mittelbar conträr sind weiss und schwarz (Mittelbegriff grau), roth und schwarz (braun), blau und roth (violett), gelb und blau (grün). Dagegen stellt man weiss und grau, schwarz und grau, schwarz und braun, braun und roth, blau und grün u. s. w., weiter auch grau und grün, weiss und grün u. s. w. einander gegenüber, wie alle Farben selbständig in Opposition gestellt werden können: so haben wir Verhältnisse unmittelbar conträrer Begriffe, die ohne Mittelbegriff, aber freilich auch dann immer nur allmälig in einander übergehen.

So sind auch gross und klein, hoch und niedrig, jung und alt, alt und neu, sauer und süss, scharf und stumpf, stumpf und spitz, leicht und schwer — unmittelbar conträr.

Ueberhaupt findet sich nur bei der geringeren Zahl conträrer Qualitätsbegriffe erfahrungsmässig ein bestimmter Mittelbegriff, so bei warm und kalt (lau und kühl), bei hell und dunkel (dämmerig), bei trocken und nass (feucht), bei hart und weich (zäh); bei conträren Ausdehnungs- und Raumbegriffen der Begriff „Mitte“ selbst: oben und unten (in der Mitte), der obere und der untere (der mittlere), der linke und der rechte (der mittlere), rechts und links (geradaus). — Und doch ist der Mittelbegriff streng genommen nur Limitation eines der beiden contraria (so „feucht“ ein limitirtes Nass) oder Doppellimitation beider, wie z. B. „dämmerig“ sich ebensowohl als limitirtes Hell wie als limitirtes Dunkel darstellen und auffassen lässt.

Dass sicher alle moralischen Qualitätsbegriffe unmittelbar conträr sind, haben wir schon oben ausgesprochen.

Die Eintheilung in mittelbar und unmittelbar conträre Begriffe lässt sich schon aufstellen. Aber ein besonderer Werth, so ergibt sich weiter, ist auf sie nicht zu legen, da man wohl bei manchen contrariis zweifelhaft sein kann, ob man sie als mittelbare oder als unmittelbare könne gelten lassen. Wenn auf dem Uebergang des einen Conträrbegriffs zu seinem Oppositum sich eine Anschauung oder eine Empfindung von ganz besonderem Eindruck auf die Sinne, resp. ein Besonderes aprio-rischer Anschauung festhalten lässt, so bekommen wir einen Mittelbegriff; beim Festhalten solcher besonderen Eindrücke aber und beim Fixiren derselben in Mittelbegriffe ist viel dem subjectiven Belieben anheimgegeben.

Wir behaupten entschieden, dass auch die Mittelbegriffe einem jeden der beiden äussersten Begriffe der Art (jedem Pol-Begriff) gegenüber conträr sind; ja dass selbst, wenn zwischen zwei Polen mehrere Mittelbegriffe liegen sollten, diese dann in Contrarietät stehen, wenigstens stehen können. Grau und weiss, grau und schwarz geben auch Contrast, wenn auch keinen so grellen, wie weiss und schwarz; grün und blau, grün und gelb auch, nur keinen so grellen wie blau und gelb. Der Contrast (und solchen bilden nur die in Conträrbegriffen fixirten Anschauungen) kann sicher mehr oder weniger grell sein; dagegen kann das Merkmal „grell“ oder „schroff“ nur im Missverstand dem „Widerspruch“ beigelegt werden; die Contradiction hat keine Arten oder Grade.

Der Sprachgebrauch wird sich in folgender Weise zweckdienlich feststellen lassen: Richtet sich die Anschauung auf den Inhalt der Begriffe an den Polen (z. B. weiss und schwarz, hell und dunkel), so sind diese Begriffe als die conträren zu bezeichnen und man hat dann die Mittelbegriffe (z. B. grau, dämmerig) eben „Mittelbegriffe“ zu nennen. Breitet sich dagegen im gerade vorliegenden Falle die Anschauung nicht so weit aus, um beide Pole zu erreichen, so ist der reflectirende Verstand vollständig berechtigt, dann das Verhältniss zwischen dem einen Polbegriff und dem Mittelbegriff (schwarz und grau, dunkel und dämmerig) oder auch wohl sogar das zwischen zwei blosen Mittelbegriffen als ein conträres namhaft zu machen. Wird man dieser Vorschrift folgen, so werden alle Irrungen, so wird auch alle unnütze Wortverschwendung und Begriffesichtung vermieden werden.

Es gibt, wie die Erfahrung zeigt, conträre Begriffe, die a posteriori zugleich einem und demselben Objecte zugesprochen werden können: sauer und auch süss, oder hoch und niedrig, wenn ich z. B. das Haus „hoch“ nenne im Gegensatz zur Mauer und zu derselben Zeit und ohne dass eine Veränderung vorgegangen ist, „niedrig“ im Gegensatz zu dem daneben befindlichen Thurme; und es gibt andere contraria, die nicht sich vereinigt finden oder vereinigt sich aussprechen lassen. **Darüber aber, ob contraria vereinigt sein können oder nicht, kann nicht das reine analytische Denken, kann vielmehr nur die Synthesis entscheiden.**

Klar ist es nun auch, dass die sog. contradictio in adjecto der hergebrachten Logik in logischer Wirklichkeit eigentlich gar nicht vorkommt, wenn sie auch hie! und da im Schein der Sprachformen auftauchen sollte; dass sie nicht viel mehr als ein Hirngespinst ist. Das strenge, folgerichtige Denken weiss nur, dass in adjecto contraria, nicht aber dass contradictoria ausgesprochen werden können. Redet Jemand von reicher Armuth oder von armem Reichthum, von glücklichem Unglück oder unglücklichem Glück, von schmerzlicher Freude oder freudigem Schmerz: so zeigt hier überall das adjectum nur ein contrarium an, und der so Urtheilende kann guten Grund haben so sich auszudrücken. Dergleichen contraria in adjecto sind keineswegs logisch verwerflich, dem reinen apriorischen Denken steht über sie gar kein Urtheil zu. Sagt dagegen Jemand: das ist nun eine Hülfe, die keine Hülfe ist, oder: es war eine Gefahr ohne alle Gefahr — so liegt buchstäblich hier allerdings in adjecto das vor, was die Logik Contradiction nennt, aber ein Ernst zu derselben ist im Denken nicht vorhanden. Es pflegt dann ein hyperbolischer Sinn zu Grunde zu liegen, oder es wird eine blose Einbildung als ein wirklicher Gegenstand betrachtet, dann aber als Einbildung auf das Nichts zurückgeführt. Die Condradiction ist dann nur sprachliche Hülle, wirkliche logische Bedeutung hat sie nicht. Die Rhetorik nennt eine derartig scheinbare contradictio in adjecto ein *ὀξύμωρον*. Dergleichen unschuldiges Spielwerk darf der Sprache gestattet werden.

Wie steht es aber, wenn das Denken bei Kuno Fischer erklärt: „Ich bin das Sein, welches nicht ist“ oder wenn Hegel von der Zeit sagt: „Sie ist das Sein, das, indem es ist, nicht ist, und indem es nicht ist, ist“ —? Dergleichen Sätze im Munde des Liebhabers der Weisheit, der Andere weise zu machen Beruf und Willen hat, sind kein unschuldiges Spielen mit Oxymoren, sondern Faustschläge, die man dem gesunden Denken zu versetzen sucht. Ein Sein, welches nicht ist; ein Sein, das zugleich ist und nicht ist — das sind Objecte, die kein verständiger Mensch denken oder sich vorstellen kann. Meister Aristoteles würde die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben, wenn er sich hätte denken sollen, dass noch über 2000 Jahre nach ihm das, was er *βεβαιοτάτη*

ἀρχή nennt, so gröblich würde verleugnet werden können. Aber wie kann einem Denker nur so etwas aus der Feder fliessen? Das „Sein“, dem er nicht gewehrt hat, sich als Attribut in das Prädicat eines Satzes einzuschleichen, verführt ihn weiter zu dem Ungeheuerlichen. Das Sein, die Existenz (grammatisch in Substantivform, aber metaphysisch weder Substanz noch Eigenschaft) kann wohl logisches Subject in einem Urtheil sein, aber nun und nimmermehr Attribut. Die Existenz ist kein Merkmal eines Begriffes, kann keins sein *). Das hat Kant deutlich aufgewiesen und auch Kuno Fischer (vergl. Kant I S. 540) hat sich das von ihm sagen lassen. Aber Worte, Tinte, Feder und Papier sind geduldig; und wenn man es einmal versucht, das Sein in das Prädicat eines Satzes zu schieben, so ist alsbald Faust's Mantel ausgebreitet und fort geht die Fahrt lustig durch die Lüfte. — Wann wird die Zeit kommen, wo der Kritik übende Denker nicht mehr derartigen bodenlosen, die von Gott gegebene Kraft des Denkens missbrauchenden Phrasen, trauernd über die Schmach deutscher Wissenschaft, gegenüber zu stehen braucht? — —

Wäre es möglich logisch zu bestimmen, ob begriffliche opposita (welches stets Qualitäten sind) zugleich einem Object sich zusprechen lassen oder nicht; logisch zu begründen, dass unmittelbar conträre Begriffe contradictorisch seien: dann wäre die Logik eine synthetische Wissenschaft, dann könnte man vielleicht durch ihr Studium mathematische, naturwissenschaftliche, moralische, religiöse Kenntnisse gewinnen. Dann müsste es sicher gehen, aus Logik Metaphysik zu machen; eine Einbildung, die doch der „alte“ Königsberger so entschieden abgewiesen hat, aus welcher freilich trotz seiner warnenden Stimme nachmals die Fichte'schen und Hegel'schen, theilweis auch die Schelling'schen Commenta entsprungen sind; eine Einbildung, aus welcher noch fort und fort neben den übervollen Köpfen auch die leeren Fleisch und Bein für ihre Nebelbilder erzeugen. Der Meister hat den hergebrachten logischen Ueberlieferungen gegenüber die Augen nicht genug aufgethan, um zu erkennen, dass nur bei solcher Einbildung die überlieferte Darstellung dessen, was contradictio sei, sich halten lasse.

---

*) (Vergl. oben S. 33).

Vielleicht wären die Augen ihm aufgegangen, wenn er das unseren Tagen entsprossene Philosophem des Dr. Dühring erlebt hätte.

22.

Die falsche Logik bei Dr. Dühring.

(Natürliche Dialektik, Berlin 1865. Werth des Lebens, Breslau 1865.)

Dr. E. Dühring macht zur Basis seines Philosophirens die von uns als verkehrt nachgewiesene Auffassung dessen, was contradictio excluso tertio sei, wobei er die Sätze der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten (wie die überlieferte Logik sie namhaft macht) nur als verschiedene Fassungen desselben Princips betrachtet. Er befindet Leben und Tod (Dialektik S. 56) als mit einander in Contradiction stehend; er erklärt (Werth d. L. S. 8) den Lebenshass für einen logischen Widerspruch, glaubt nicht an denselben und setzt an seine Stelle den „Lebensüberdruss“. Als ob nicht Hass ein vollendeter Ueberdruss und Ueberdruss ein anfangender, noch limitirter Hass wäre! als ob nicht das Urtheil, das für den Lebenshass als recht befunden wird, für den Lebensüberdruss billig sein müsste!

Sehr fein, das lässt sich gar nicht leugnen, hat er als Beispiel für den Satz vom ausgeschlossenen Dritten (nach seinem, d. h. nach dem althergebrachten Verständniss) das Beispiel gewählt: „Leben ist nicht Tod, ein Mensch lebt entweder oder ist todt; ein Drittes ist unmöglich“. Prächtiges Paradepferd, denn Leben und Tod, wiewohl formal Qualitätsbegriffe, sind doch material Existenzialbegriffe; Leben bezeichnet eine besondere Art zu existiren, und Tod ist die Aufhebung, Vernichtung dieser besonderen Art von Existenz. So wird wohl manch Einer durch diess Beispiel sich täuschen lassen und die Contradiction in deinselben für ausgemacht halten. Aber da die Form beider Begriffe qualitativ ist (beide bezeichnen Arten), so zieht doch schliesslich das sonst sehr geschickt und glücklich gewählte Beispiel nicht; wir wissen ein drittes, das möglich ist: Ein Mensch braucht nicht zu leben, braucht auch

nicht todt zu sein, er kann noch gar nicht geboren sein und ist doch begrifflich — und die Logik hat es nur mit Begriffen, nicht mit compacten Gegenständen zu thun — ein Mensch im vollen Sinne des Wortes.

Es könnte z. B. ein junges Ehepaar, das noch gar keine Hoffnung hat auf Nachkommenschaft, sagen: Unser erster Sohn soll drei Pathen haben. Der „erste Sohn“ ist sicher ein Mensch, aber er lebt nicht, ist auch nicht todt, vielmehr er ist noch nicht geboren, vielleicht nicht einmal gezeugt. — Oder der Menschensohn, den der Prophet Daniel (7, 13) im Gesicht kommen sieht in des Himmels Wolken, ist Mensch im vollen Sinn des Worts, aber er lebt noch nicht, er ist auch nicht todt, da der Prophet sein Bild sieht: vielmehr er soll erst noch geboren werden. Auf diesen selben Menschen, den Messias, haben die Frommen in Israël geharrt Jahrhunderte lang, ohne dass er lebte oder todt war.

Contradictorisch ist nur zu sagen: Ein Mensch lebt entweder oder er lebt nicht; ein Mensch ist entweder todt oder er ist nicht todt. Das Beides trifft für alle Fälle tertio excluso ein. — Die Affirmation des Todes kommt allerdings der modalischen Negation des Lebens, das gewesen ist, fast gleich, aber man kann auch den Begriff eines Lebens haben, das noch nicht gewesen ist, das vielleicht erst werden wird, und ein solches kann durch die Behauptung des Todes nicht modalisch negirt werden.

Kein Wunder, wenn nun Dr. Dühring findet, die empirische Anwendung des Identitätsprincips (das nach ihm auch im Satz vom ausgeschlossenen Dritten enthalten ist) gründe sich auf „empirische Voraussetzungen“ (Dialektik S. 56). — Auf gut Deutsch heisst das aber: das sog. Princip ist nichts Apriorisches, sondern ist ein Ergebniss besonderer a posteriori zu machender Erfahrungen: es ist also kein principium, sondern eine consecutio — aber wer in aller Welt gibt dann dem Philosophen das Recht, es noch weiter unter dem Namen „Princip“ aufzuführen? und doch ist Dühring nicht gewillt, es in seiner Eigenschaft als Princip preiszugeben. Ein Princip, das aber kein Princip ist, scheint uns doch noch ein wenig mehr den Namen eines logischen Widerspruchs zu verdienen, als der so verrufene und undenkbare „Lebenshass“. Aus der Entdeckung Dühring's würde dann auch weiter folgen,

dass es gar keine reine, sondern nur angewandte Logik gibt. Und in der That, wenn die althergebrachte, von uns als falsch aufgedeckte Fassung der Contradiction richtig wäre, würde es mit der Logik auch so stehen. Man müsste eben dann erst alle synthetischen Wissenschaften erschöpft haben, ehe man eine logische Entscheidung sicher treffen könnte, aber die Entscheidung wäre dann doch, wie das mit so grosser Vorsicht und Umsicht gewählte Beispiel Dühring's zeigt — falsch. Eine blos angewandte Logik ohne Basis einer reinen wäre ausserdem einem Gefäss ohne Boden zu vergleichen, wäre ein Unding.

Nein, es verhält sich anders, und Dr. Dühring gebührt nur der Ruhm, dass er durch seine Behauptung „empirischer Voraussetzungen" die althergebrachte Meinung dessen, was Contradiction sei, völlig für Jeden, der Augen und Ohren hat, als Wahn aufgedeckt hat. Die Grundlage, worauf Dühring seine „natürliche Dialektik" gründet, erschien mir, als ich diess Werk las, nur als eine Bestätigung der von mir gemachten logischen Entdeckung, und ermuthigte mich, mit derselben vor das Publicum zu treten. Wie es sich in Wirklichkeit verhält, denken wir gezeigt und hinreichend deutlich gemacht zu haben.

Seltsamer Weise fängt sich aber Dühring auch in seinen eigenen Schlingen. Er erklärt (Dialektik S. 72) Gesetzmässigkeit und Freiheit für contradictorisch: „Die beiden Ansichten sind contradictorische Gegentheile und schliessen einander in der strengsten Weise aus, so dass die Annahme einer Vermittelung als ein Verstoss gegen das Princip vom ausgeschlossenen Dritten gelten muss". Freiheit und Zufall dagegen erklärt er (Werth d. L. S. 137) für unzertrennlich zu einander gehörig, und den Zufall selbst für „eine Art der Gesetzmässigkeit"; so hofft er die Klippen zu vermeiden, an denen eine falsche Metaphysik bisher gescheitert ist. Also Freiheit und Gesetzmässigkeit widersprechen sich, so dass, wo die eine ist, die andere nicht sein kann; aber Freiheit und „eine Art" Gesetzmässigkeit (vulgo „Zufall" genannt) sind überall unzertrennlich zu einander gehörig! Die Vermittlung, die als Verstoss gegen das „Princip" gelten muss, darf also ein flüchtiger, luftiger Geselle, Zufall genannt, ungestraft übernehmen und vollbringen, während der geharnischte Ritter Lebenshass, der auch sich zutraut solch eine Vermittler-Rolle

zu spielen, ohne Gnade mit dem philosophischen Schwert erschlagen werden muss. Sic transit gloria!

Es könnte dem Dr. Dühring wohl diess aus seinen Schriften entnommene Beispiel zeigen, auf wie schwachen logischen Füssen seine Deductionen stehen.

Dass Freiheit und Gesetzmässigkeit nicht contradictorisch, sondern nur conträr sind, hat schon Kant bei Darstellung und Lösung der „Antinomien“ zu behaupten gesucht (wenn er auch bei seinem eigenen unsicheren Gebrauch der beiden Begriffe conträr und contradictorisch sich nicht klar darüber aussprechen kann). Dass sie wirklich nicht contradictorisch sein können, dass sie also, wenn überhaupt in Opposition stehend (was die Logik nicht ermitteln kann), nur conträr sein können, lehrt uns auf festem Grunde die von dem hergebrachten Irrthum gereinigte Logik.

In der Einleitung zu der Schrift „Der Werth des Lebens“ S. 3 sagt Dühring: „Es kann nur eine einzige Wirklichkeit geben. Dieser rein logische Satz, welcher nichts als eine Folge des Princips ist, dass das Widersprechende nicht sein könne, steht allen Unternehmungen entgegen, welche darauf ausgehen, Erdichtungen an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen“. — Auf diese Weise soll die Unmöglichkeit des Daseins einer jenseitigen oder unsichtbaren Welt a priori dargelegt, sollen Raum und Zeit, welche der Glaube stets als wenigstens das göttliche Wesen nicht umschränkend dachte, als allmächtige Tyrannen hingestellt werden. Als ob es nicht in dieser Raum- und Zeit-Welt selbst hunderttausend verschiedene Wirklichkeiten (d. h. Arten der Existenz) gäbe; als ob nicht die Wirklichkeit des Grashalms von der des Baums, die des Fisches von der des Säugethiers, die der Hochalpen von der der Prärien sehr verschieden wäre! als ob nicht die Wirklichkeit des Blutumlaufs und der Nerventhätigkeit, die einst den Menschen unbekannte Welten waren, von der Wirklichkeit des Knochengerüstes und seiner Muskelumhüllung sehr verschieden wäre, und ebenso die Wirklichkeit des silbernen Uhrgehäuses von der des inneren Uhrwerks! Warum soll nicht ebenso auch hinter dem Gehäuse der sichtbaren Welt die Wirklichkeit der Welt, in welcher Gott mit seiner Herrlichkeit thront, verborgen sein? Nun, Dühring'sche Logik hat den Muth nicht, die vor den Augen liegenden „Wirklichkeiten“ zu leugnen, und doch müssten

diese alle nach seinem logischen Satz sich „widersprechen“. O Logik, quae te dementia cepit!

Abgesehen von der entschiedenen Diesseitigkeit des Dühring'schen Philosophirens, von seinem Verwerfen aller über den Tod hinausreichenden Hoffnung, von seinen socialen Phantasmen, hinter deren schönen und lieblichen Phrasen sich nur die bleiche Schreckgestalt eines Kampfes Aller gegen Alle birgt, hat Dr. Dühring gewiss einen grossen Ernst philosophischen Forschens und ist nicht ohne philosophisches Talent. Die Grundlage seines Philosophirens aber ist die hergebrachte verkehrte Fassung der Contradiction, als ob Qualitäten sich widersprechen könnten. Durch Niederwerfen dieser Einbildung wird sein ganzes System sofort aus den Angeln gehoben. Mag er diese Einbildung wegwerfen und von neuem anheben zu forschen! Was Keinem gelungen ist, nämlich aus Logik und noch dazu aus einer Logik, die empirischer Voraussetzungen bedarf, Metaphysik zu machen, das wird auch ihm nicht gelingen. Mit verkehrter Logik stösst auch Keiner den Herrngott vom Thron, oder macht es dem Menschen unmöglich, noch am Grabe die Hoffnung aufzupflanzen, so wenig als er damit der Magnete Hassen und Lieben oder die Verwandlung tropfbarer Flüssigkeit hier in Eis und dort in elastische Flüssigkeit aufhebt. Mag dem Dr. Dühring alles Uebersinnliche „eine metaphysische Caricatur der Dinge“ und damit „nicht blos ein unlösbares Räthsel, sondern auch ein widerwärtiges Object“ sein (Werth d. L. S. 234): wir finden, dass er auf dem vermeintlichen festen Boden der überlieferten Logik den Versuch gemacht hat, die Wirklichkeit der Dinge, den Werth des Lebens, sobald er über blose Einbildungen hinausgeht, den Ernst und die Hoffnung des Lebens zu carikiren.

23.

Die falsche Logik bei Dr. Hanne.

Wenden wir uns zu einem anderen Bild. Ein Theolog, der neuerdings versucht hat mit Hülfe der Logik die Grundlagen des christlichen Glaubens umzustürzen, ist Prof. Dr. Hanne

in Greifswald. Haben wir bereits oben sein Werk „Idee der absoluten Persönlichkeit“ citirt, so handelt es sich hier noch weiter um seine „protestantischen Thesen“, in der protestantischen Kirchenzeitung 1865 Nr. 30 veröffentlicht. Nach diesen Thesen sollen es logische Widersprüche sein zu behaupten, dass Jesus zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch gewesen, und dass ein einiger Gott sei, der „aus dreien Personen bestehe“.

Allerdings hat schon Schleiermacher nach seinem von Rütenik in unseren Tagen noch veröffentlichten Leben Jesu (S. 31) gleicherweise gemeint, ein Urtheil im Namen der Logik fällen zu dürfen: „Dabei ist vor Allem die doketische Ansicht abzuweisen, dass Christus Gott und Mensch in einer Person gewesen; denn Unbeschränktes und Beschränktes in einer Einheit des Lebens, in einer fortlaufenden zeitlichen Erscheinung zusammen, ist ein Widerspruch“. Und so oder ähnlich mag der vulgäre, wie der speculative Rationalismus sich öfter geäussert haben; die das Wort Gottes und die kirchlichen Grundlagen unterminirenden Tendenzen des Protestantenvereins aber. denen Dr. Hanne huldigt, verursachten, dass man seinen Thesen besondere Aufmerksamkeit schenkte und mit besonderer Entrüstung sie zurückwies, wiewohl sie nicht eben Neues enthielten.

Wir wissen nicht zu sagen, ob Dr. Beyschlag neben seinem vermeintlichen Fussen auf Grundlagen biblischer Theologie auch noch mit Hanne'scher Zuversicht auf seine Logik sich stützen will — wir richten daher auch nicht weiter unsere Angriffe direct gegen diesen sonst so verdienten, leider vom Irrgeist geneckten Lehrer der Theologie — aber wir wollen es nicht verschweigen, dass auch er den Ausspruch wagt: nach der kirchlichen Lehre sei in Christi Person „Widersprechendes zusammengejocht“. —

Glückliche Menschheit, der eine Logik gegeben, mit deren Hülfe es gelingt, göttliche Geheimnisse sicher zu beurtheilen, die verborgensten Räthsel zu lösen; eine Logik, die es möglich macht, irgend welche Lehren als göttliche Offenbarung anzuerkennen oder nachzuweisen, dass sie göttliche Wahrheit und Offenbarung nicht enthalten, nicht enthalten können! — So gewiss uns einleuchtet, dass es eine Derartiges leistende Wissenschaft von den Regeln des Denkens nicht geben kann, sintemal Denken für sich ohne Anschauung leer ist: so gewiss müssen wir

doch einräumen, dass bei der hergebrachten Ansicht von Contradiction solch ein Wahn nicht blos zu entschuldigen ist, vielmehr bei consequentem Denken kaum zu vermeiden. Das subjective Auftreten des Wahns vergessen wir also nicht möglichst zu entschuldigen, wiewohl wir objectiv gegen denselben mit aller Macht zu Felde ziehen.

Es lassen sich in der That logisch nur folgende contradictorische Sätze über Jesu Person aufstellen:

1) entweder er war Gott oder er war nicht Gott;
2) entweder er war Mensch oder er war nicht Mensch.

Von den oppositis in diesen beiden von einander ganz getrennten Doppelsätzen gilt, dass nur je einer richtig sein kann, dass aber auch einer von beiden zutreffen muss. Und über die trinitarische Frage lassen sich folgende contradictorische Sätze aufstellen:

1) Gott ist entweder ein einiger Gott oder er ist kein einiger Gott;
2) Gottes Wesen besteht entweder in drei Personen oder es besteht nicht in drei Personen.

Auch hier ist für beide getrennte Doppelsätze das tertium exclusum. Aber die Behauptungen in 1 und 2 hier und dort zu vermengen (z. B. Jesus ist entweder Mensch oder er ist Gott. Gottes Wesen besteht entweder in drei Personen — und dann ist Gott kein einiger Gott; oder Gott ist ein einiger Gott — und dann besteht sein Wesen nicht in drei Personen) und so aus ihnen contradictoria zu bilden, dazu hat die Logik auch nicht das geringste Recht. **Zwei assertorisch affirmirte Sätze können nun und nimmermehr in Contradiction stehen.**

Ein Schrei der Entrüstung über Dr. Hanne's protestantische Thesen ist durch die Deutsch-evangelische Christenheit gegangen, soweit sie das Panier des göttlichen Wortes hoch hält. Wer aber hat bis jetzt Dr. Hanne auf dem von ihm betretenen Boden, auf dem der Logik widerlegt? So viel uns bekannt, Niemand. Vor der hergebrachten fehlerhaften Logik wird er wohl Recht behalten. Seine Tiraden aber stürzen von selbst zusammen und bedürfen gar keiner weiteren Widerlegung, sobald die hergebrachte falsche Vorstellung von contradictio beseitigt ist, wie wir hoffen in Obigem sie beseitigt zu haben. So ist es denn auch nur dieser Wahn der hergebrachten Logik, der David Strauss berückt, wenn er schreibt (Glaubensl. I S. 460):

„Fürwahr, wer das Symbolum Quicunque beschworen hatte, der hatte die Gesetze des menschlichen Denkens abgeschworen.“ —

Da der Instinct des richtigen Denkens immer noch mächtiger ist, als die Satzungen einer verkehrten Denkkunst, liess sich der Verstand der wirklich Gläubigen durch solche Tiraden noch nie ausser Fassung bringen; aber es wird endlich Zeit, dass jedweder Verstand die Nichtigkeit dieser Satzungen erkenne.

Dr. Hanne mag ein in seiner Weise ernstlich nach Wahrheit forschender Kopf sein, er mag auch meinen, in philosophicis guten Grund unter den Füssen zu haben; aber in der That fehlt ihm das philosophische Urtheil gar sehr und seine philosophischen Auseinandersetzungen sind in der Regel schief. Ueberall kommt er mit seiner Behauptung von Widersprüchen zu Tage; wo diess aber geschieht, da handelt es sich in der Regel um nichts weiter, als um kühne aber durchaus unbegründete Machtsprüche, die er selbst ex cathedra thut.

In seiner idee der absoluten Persönlichkeit (2. Aufl. 2. Band S. 265) sammelt er alle seine Blitzstrahlen und lässt sie auf Kant's Haupt niederzucken. Er sagt: „Kant blieb in einer widerspruchsvollen Mitte zwischen Subjectivität und Objectivität stehen, und verwickelte sich mit seiner Theorie über Raum und Zeit, wie wir sahen, in die grössten Willkürlichkeiten. Beide sollen von blos jubjectiver Bedeutung sein, und sich doch auf ein Ding an sich, das in ihnen erscheint, beziehen: Das war der eine Widerspruch. Das Ding an sich soll in Raum und Zeit, als den Formen des subjectiven Bewusstseins erscheinen, und in seiner Erscheinung sich doch nicht im Geringsten zu erkennen geben, also nicht erscheinen: Das war der andere Widerspruch. Dazu kam noch der dritte Widerspruch hinzu, dass die Verstandeskategorien objective Gültigkeit haben und auch nicht haben sollen. Auf die Erscheinung angewandt sind sie berechtigt; auf das erscheinende Wesen angewandt, sind sie nicht berechtigt. Ueber alle diese Widersprüche hob Fichte — hinaus“. Fichte habe „die vielen Widersprüche auf den Einen Grundwiderspruch, der in der Verabsolutirung des Ichs liegt, zurückgeführt“ und nun habe die Lösung erfolgen müssen, bei dem Grundwiderspruch habe man sich nicht beruhigen können.

Hier machen wir zunächst die interessante Entdeckung, dass „Verabsolutirung des Ichs“ ein Widerspruch, ja ein Grundwiderspruch ist; aber Einer, dem es bequem däucht, den Begriff Persönlichkeit zu absolutiren und mit ihm dann metaphysisch einherzuprangen, der braucht nicht zu fürchten, dass er des Widerspruchs geziehen wird. Wahrhaftig ein Hegel'scher Pantheist, der recht wohl von der „absoluten Persönlichkeit“ und zumal von der „Idee“ derselben reden kann, um so den lebendigen Gott zu umgehen, ist nicht weisser und nicht schwärzer, als Einer, der mit dem „absoluten Ich“ agirt.

Im Uebrigen ist es ein Leichtes, den Widersprüche bei Kant Aufspürenden ad absurdum zu führen. In Bezug auf den ersten Widerspruch stellen wir einfach die Frage: Kann sich nicht eine „subjective“ Lichtempfindung auf ein wirkliches Ding beziehen (wenn ich mich im Dunkeln daran stosse, dass es ist, als flögen mir Funken aus dem Auge), und diess Ding mir so erscheinen? oder — ist das auch ein Widerspruch? —

Auf den zweiten Widerspruch dienen wir mit folgender Frage: Wenn gesagt wird: ein räthselhafter Fremder erschien auch in der Versammlung, aber er gab sich nicht im Mindesten zu erkennen — heisst denn das: der Fremde ist nicht erschienen? haben wir da auch einen Widerspruch?

Und was endlich den dritten Widerspruch anlangt: Wenn der Dichter singt: „der eiserne Ritter turnirte“ und doch das so verstanden wissen will, dass der Ritter in eiserner Rüstung erschien, sein erscheinendes Wesen aber Fleisch und Bein war: hat dann der Begriff Eisen noch objective Gültigkeit? — Oder wenn behauptet wird, dass Formbegriffe auf Organismen mit Recht sich anwenden lassen, dass aber ihre Anwendung auf organische Materie nicht berechtigt ist, so ist das wohl auch ein Widerspruch? — Oder wenn sich findet, der Begriff der Politur lässt sich auf die Aussenseite des Tisches mit Recht anwenden, aber auf das Holz des Tisches schlechtweg nicht (als müsste das Holz durch und durch polirt sein) — so ist das wohl auch ein Widerspruch?

Wir brauchen wahrhaftig keinen Fichte, der uns über solche Widersprüche durch einen Grundwiderspruch hinaushebt und so die „Lösung“ anbahnt. Die Erfahrung weist uns nach, dass dergleichen vorhanden ist, wir sprechen uns unbefangen so aus (reden z. B. von einem polirten Tische), ohne dass uns Jemand

missversteht, geschweige denn des Widerspruchs uns zeiht. Was will nun der Philosoph mit kläglichen Machtsprüchen, wie wir eben sie hörten? Nein, Dr. Hanne besitzt das Zeug nicht, um einen Kant, der sicher einer der wenigen grossen Denker auf Erden war, mit so ein paar muthwilligen Stössen aus dem Sattel zu heben, sowenig als er die göttliche Offenbarung in den Widersprüche-Abgrund hinabstürzt.

Nicht besser steht es mit den „Widersprüchen", die Andere bei Kant meinen aufgefunden zu haben. Von Gegnern mit christlicher Gesinnung sind ja gar manche wirkliche Schäden des Königsbergers aufgedeckt worden; wer aber gemeint hat, mit dem logischen Begriff der contradictio das Kantische System umzustossen, der hat seine umstossenden Thaten nur im Traume gethan.

Wenn man Kant durch die Weise dieser seiner Gegner für widerlegt hält, dann sollte es auch nicht schwer werden, auf gleiche Weise philosophisch zu deduciren, dass es Elektricität und Magnetismus, Blutumlauf und Nerventhätigkeit, Sonnen- und Stern-Systeme nicht gibt, nicht geben kann, weil dergleichen Annahmen auf „Widersprüche" hinauslaufen. Oder etwas ad hominem: Da der Kohl, wie er auf dem Felde wächst, süss ist, so erklären wir hiermit auch den Sauerkohl für einen Widerspruch, und behaupten, dass Einer, der Sauerkohl gegessen zu haben versichert, sicher einen „Widerspruch" im Magen hat. Nun einst hat ja auch Hegel schon sicher bewiesen, dass da, wo die Gruppe der Planetoiden sich bewegt, kein Körper sich vorfinden und bewegen kann. Auf solche Weise vermag die „Logik" alles Wirkliche mit leichter Mühe über den Haufen zu stürzen.

Uebrigens sind wir (vergl. S. 3) fern davon zuzugestehen, dass Dr. Hanne mit seiner obigen Aufstellung, Raum und Zeit seien von blos subjectiver Bedeutung, ein Datum des Kantischen Systems dargelegt habe. Wir haben überhaupt die Worte und Sätze Dr. Hanne's, was die Richtigkeit ihres materialen Inhalts anbelangt, einmal dahingestellt sein lassen, und nur gezeigt, dass die behaupteten „Widersprüche" einfach Hanne'sche Machtsprüche sind. Und was die „Willkürlichkeiten" anlangt, so wissen wir allerdings, dass Raum und Zeit sehr willkürliche Mächte sind, wahre Tyrannen; wenn aber der alte Kant keinen Versuch gemacht hat sie seinerseits zu tyrannisiren, sondern

einfach ihre Willkürlichkeit anerkannt und dargelegt hat: so hat er sich weder in Willkürlichkeit noch in sonst etwas verwickelt, vielmehr sich als philosophischer Meister trefflich herausgewickelt.

Die Hanne'sche Logik, die so stolz und zuversichtlich auftritt, liegt gänzlich im Argen. Sollten die vermeintlich von Aristoteles stammenden Irrthümer den Greifswalder Pastor und Professor auf die von ihm betretene Bahn negativen Christenthums gelockt haben, so müssten wir ihn herzlich bedauern, und dann wünschen wir, dass er unsere logischen Darlegungen prüfe, damit ihm die Schuppen von den Augen fallen.

Aber wer sieht nicht, wie diese stolze Logik gar demüthig und zahm den sonstigen Einbildungen ihrer Pfleger sich anbequemt! Für Dühring, der nun einmal keine übersinnliche Welt gelten lassen will, ist die blose Annahme einer solchen schon ein „logischer Widerspruch". Für Hanne, der neben einem nebelnden Verstand ein tiefgründiges, religiös angelegtes Gemüth besitzt, sind nur Trinität, Gottmenschheit und andere specifisch christliche Lehren „Widersprüche", aber eine übersinnliche Welt selbst lässt seine Logik unangetastet. — Trauschau - wem! Ueberall bei solchen Widerspruch-Logikern stat pro ratione voluntas.

24.

Hegel über conträr und contradictorisch.

Wenn Hegel „conträr und contradictorisch" offen mit einander vermengt, so ist er zu entschuldigen, denn andere Philosophen haben beides nur den Worten nach aus einander gehalten, thatsächlich es auch vermengt, und selbst unser Kant ist in diese Versuchung gefallen. Hegel sagt (subjective Logik S. 56): „Den konträren und kontradiktorischen Begriffen, — ein Unterschied, der hier vornehmlich beachtet wird, liegt die Reflexions-Bestimmung der Verschiedenheit und Entgegensetzung zu Grunde. Sie werden als zwei besondere Arten angesehen, d. h. jeder als fest für sich und gleichgültig gegen den anderen, ohne allen Gedanken der Dialektik und der inneren Nichtigkeit

dieser Unterschiede; als ob das, was konträr ist, nicht eben so sehr als kontradiktorisch bestimmt werden müsste". „Das Allgemeine erwies sich nicht nur als das Identische, sondern zugleich als das Verschiedene oder Konträre gegen das Besondere und Einzelne, ferner auch als ihnen entgegengesetzt oder kontradiktorisch; in dieser Entgegensetzung aber ist es identisch mit ihnen, und ihr wahrhafter Grund, in welchem sie aufgehoben sind".

Die bisherige Logik hat allerdings das, was conträr ist, und was sie a priori von dem Contradictorischen zu scheiden suchte, nur zu oft nachher a posteriori auch als contradictorisch bestimmt, unachtsam und unkritisch genug. Und wenn sie auch nicht mit Hegel das Allgemeine, Besondere und Einzelne (d. h. die 3 Formen der Quantität) als conträr und contradictorisch und nachher noch identisch bestimmt hat, so mag sie wohl öfter in Versuchung gewesen sein, die Contrarietät dieser Begriffe zur Contradiction zu stempeln. Also die Ehrlichkeit, mit der Hegel den Fehler Anderer, den sie wider Willen begehen, zu seinem eigenen Princip erhebt und als solches ausspricht, verdient nur Lob, aber Fehler bleibt Fehler.

So sagt Hegel auch weiter von den Art-Unterschieden (ebenda S. 107): „Konträr sind die Arten, insofern sie nur verschieden sind, nämlich durch die Gattung als ihre objective Natur haben sie ein an- und fürsichseyendes Bestehen; kontradiktorisch, insofern sie sich ausschliessen. Jede dieser Bestimmungen für sich ist aber einseitig und ohne Wahrheit; im Entweder-Oder des disjunktiven Urtheils ist ihre Einheit als ihre Wahrheit gesetzt".

Auch hier hat Hegel den Fehler der hergebrachten Logik nur deutlich ausgesprochen; als Fehler ist er aber nicht schwer zu erkennen. Wie kann eine Art, die die andere ausschliesst, sich contradictorisch gegen sie verhalten, d. h. das Dasein der anderen Art leugnen wollen? Die andere, streng von der ersten gesonderte Art ist ebenso sicher und gewiss da, wie diese erste, und bleibt neben ihr, durch sie unbehelligt, stehen. Bei der contradictio ist logisch zunächst das tertium exclusum und zwar a priori, thatsächlich aber findet nur einer der beiden im contradictorischen Doppelsatz namhaft gemachten Fälle statt; das Dasein des anderen Falls wird durch das Dasein des einen negirt. Könnte nun jeder der beiden Fälle eine „Art"

sein — was wir entschieden leugnen, da wir wissen: Arten, wie überhaupt alles zugleich und neben einander Existirende, sind nur conträr — so würde durch die Existenz der einen Art die Existenz der anderen in der Welt überhaupt unmöglich. Und wo hat je der Urtheilende unter dieser Voraussetzung sein Urtheil gefällt?

Wer solche Sätze, wie die angeführten, aufmerksam liest, müsste wohl unschwer zur Erkenntniss kommen, wie noth es thut, endlich solche Verstösse gegen den gesunden Sinn auszumerzen, endlich der hergebrachten gedankenlosen Logik den Staar zu stechen. Und das ist unser Bestreben.

Hegel schreibt auch (S. 342) den Satz: Das formelle Denken „macht sich den bestimmten Grundsatz, dass der Widerspruch nicht denkbar sei; in der That aber ist das Denken des Widerspruchs das wesentliche Moment des Begriffs".

Wenn demnach das wirkliche Denken die bestimmten Grundsätze des formellen Denkens so ohne weiteres umstossen kann, dann möchten wir wissen, wo noch etwas Bleibendes und Sicheres für unseren Verstand wäre! oder warum nicht besser solch formelles Denken, das nur dazu auftritt, um sich umstossen zu lassen, gleich von vorn herein über Bord geworfen? Wir sind so und so dann steuerlos hingeschleudert in die Wogen der Sophistik.

Nein, Gott sei Dank, dass es so schlimm mit unserem Verstande noch nicht steht, wenn er nur gegen sich selbst Kritik übt, wenn er nur nicht Nebelgestalten für Grundsätze formellen Denkens hält. Aber über Eines muss man sich wundern, dass nämlich die Hegelingen, denen a priori das Denken des Widerspruchs das wesentliche Moment des Begriffs ist, so siegesgewiss auf vermeintliche Widersprüche des christlichen Glaubens hinweisen und meinen, mit der Behauptung derselben den Glauben selbst wissenschaftlich beseitigt zu haben.

Inwiefern die Hegel'sche „Dialektik" durch unseren Nachweis der wahren Bedeutung der Contradiction in ihrer Grundlage erschüttert und, unfähig zum Widerstand, umgeworfen wird, darüber wollen wir keine Worte weiter verlieren (vergl. übrigens S. 107); darüber geben wir das Urtheil dem gesunden Sinn des geneigten Lesers selber anheim.

25.

Willkürliche Ausbeutung und missbräuchliche Anwendung des Wortes „Widersprüche“ und „Lösen der Widersprüche“.

Männer wie Dr. Hanne, überhaupt die eifrigen Anhänger der von uns aufgedeckten logischen Verkehrtheiten reden ganz naiv noch nebenbei von „Lösung der Widersprüche“, „gelösten und ungelösten Widersprüchen“. Wo sie bei Anderen ihren eigenen Anschauungen unbequeme „Widersprüche“ finden, da empört sich ihr logisches Gemüth, da weisen sie mit Siegesgewissheit für die von ihnen verfochtene Sache auf solche Widersprüche anderer Auffassungen und Anschauungen hin. Wo dagegen vorhandene „Widersprüche“ in ihre Meinungen passen, da stören dieselben den schönen Einklang gar nicht, da redet man dann wie Dr. Hanne (Idee d. a. P. 2. Band S. 173) von „einzelnen kleinlich ausgebeuteten (!) Widersprüchen, die sich dem Verstande als noch ungelöste Antinomien aufdrängen“, an die aber der Verstand sich nicht im mindesten zu kehren braucht. — Seltsames Gebahren dieser Ritter der Logik!

Der Begriff „lösen“ passt überhaupt zu dem Begriff „Widersprüche“, wie die Faust auf's Auge. Räthsel löst man. Widerstreitende Qualitäten (contraria) findet man durch synthetische Erkenntniss a posteriori, vielleicht auch durch solche a priori als in bestimmten Fällen einer und derselben Erscheinung, einem und demselben Objecte zu gleicher Zeit zukommend, und kann dann weder logisch, noch metaphysisch gegen solch thatsächliches Verhalten etwas einwenden wollen. **Widersprechendes aber kann man nie und unter keinen Umständen als zugleich vorhanden erkennen**; es ist die logische Voraussetzung, dass es eben nie zugleich vorhanden sein kann; und **Widersprüche löst keine Macht und keine Kunst der Welt.**

Allerdings ist es möglich, dass im Munde der Leute widersprechende Behauptungen (die eine affirmirend, die andere negirend) gefunden werden, bei denen doch der Widerspruch, wenn man näher forscht, nur ein scheinbarer ist Wir haben oben (S. 87) es ausgesprochen: Nur wenn ein und derselbe Begriff ab und zugesprochen wird, findet wirkliche Contradiction statt. Wir führten auch schon oben (S. 80) beispiels-

weise an: A. sagt vielleicht bei + 1° R.: wir haben einen Grad Wärme, oder schlechtweg: wir haben noch Wärme; B. dagegen sagt zur nämlichen Zeit: es ist jezt kalt draussen. Wenn nun B. etwa von C. gefragt würde: haben wir heut noch Wärme draussen? so könnte B. antworten: Nein, Wärme haben wir nicht, Kälte haben wir. Und so entsteht der Schein, als ob dieselbe Temperaturqualität von A. als Wärme, von B. aber als keine Wärme bezeichnet sei und als ob so ein Widerspruch vorliege — und doch sprechen Beide wirklich ihre Erfahrung und Ueberzeugung aus.

Was findet sich aber bei Licht betrachtet? Der Widerspruch ist nur da in den Worten, keineswegs in den Begriffen. B. verbindet mit dem Wort „warm, Wärme“ einen etwas anderen Begriff, als A. A. bezeichnet jeden Temperaturgrad, bei dem Wasser noch nicht gefriert, als Wärme; B. nennt nur einen solchen Wärme, bei dem er im Freien ohne Ueberzieher und Handschuhe sich gemüthlich fühlt. Wenigstens ist in dem Augenblick, da Beide so reden, diess ihr Brauch der Worte.

Wirklich widersprechend wären nur die Behauptungen:

Wir haben einen Grad Wärme (A.);
wir haben einen Grad Wärme nicht (B.);

und zwar müssten Beide dabei die Einrichtung des Reaumur'schen Thermometers vor Augen haben. Scheinbar widersprechende Behauptungen, wie die obigen, kann die Logik für sich nicht in's Gleiche bringen; sie kann nur a priori fordern, dass bei allem Urtheilen jeder Begriff sich selbst gleich bleibe, dass nicht leichtfertiges Brauchen von Worten zur Begriffsverwirrung führe. Sie muss die Sprache auffordern, bei der Verhüllung der Begriffe, die ihr Geschäft ist, mit der nöthigen Vorsicht zu Werke zu gehen; sie muss verlangen, dass in zweifelhaften Fällen Jeder genau sage, welche Begriffe er mit seinen Worten verbindet. Und wird solchen Anforderungen pünktlich nachgekommen, dann wird der Schein von Widerspruch schon von selbst schwinden. Aber den Widerspruch als solchen „lösen“ kann weder die Logik, noch irgend eine andere Kunst oder Wissenschaft.

Noch aber ist auch ein anderer Fall möglich. Es hängen z. B. zwei R. Thermometer gar nicht weit von einander. A. betrachtet das eine, B. das andere. A. sagt: wir haben Einen

Grad Wärme. Nein, antwortet B., Einen Grad Wärme haben wir nicht, wir haben zwei Grad. Und doch heisst es contradictorisch: entweder wir haben den einen Grad oder wir haben ihn nicht; nur eins von beiden kann sein, eins muss aber auch sein. Auch hier kann die Logik nichts thun, solange A. und B. wirklich bei ihren Behauptungen mit dem Subject: „wir haben“ stehen bleiben. Sie kann aber sagen: ihr könnt nicht Beide zusammen das haben, was jeder Einzelne zu haben behauptet, denn Widersprechendes kann nun einmal nicht zusammen und zugleich sein. Und darauf wird dann A. sich besinnend antworten: ich habe an meinem Thermometer 1 Grad; B.: ich habe an dem meinigen 2 Grad. Jetzt hört der Schein des Widerspruchs auf. Der Sachbestand ist wirklich verschieden. Vielleicht hat das eine Thermometer keine richtige Scala; aber noch etwas Anderes ist möglich. Beide Thermometer gehen, wie man zu sagen pflegt, richtig; jedoch dort, wo A. steht, ist es in der That etwas kälter, als wo B. steht; dort berührt der Ostwind unaufgehalten Wand und Thermometer, während das Thermometer vor B. etwas gegen ihn geschützt ist. Es ist also kein Widerspruch da, insofern die Behauptungen der Beiden sich auf zwei widerstreitende Anschauungen gründen. B. negirt nicht die Thatsache, die A. affirmirt, sondern er negirt, dass das von A. Behauptete auch für das Feld seiner eigenen Anschauung gilt. Die Angaben sind also in der That nicht widersprechend, sie sind nur widerstreitend; und werden sie für widersprechend gehalten, so ist das nur ein Irrthum.

Oder wenn A. sagte: es stehen Sterne am Himmel; B. aber, ein blinder Mann, antwortete: nein, es stehen keine Sterne am Himmel: so wäre auch hier nur der Schein eines Widerspruchs. A. muss sich genauer ausdrücken: ich sehe Sterne; B. muss sagen: ich sehe keine. Da nun A. und B. nicht dasselbe Ich sind, da dem A. eine andere Qualität des Sehens beiwohnt, als dem B., so schwindet der Schein des Widerspruchs, und wir bleiben nur bei conträren Anschauungen stehen (denn auch der Blinde hat eine Anschauung).

Man löst also nicht den Widerspruch; der kann nicht gelöst werden; sondern **man löst die nur scheinbar widersprechenden Behauptungen von einander.** Wenn die affirmirende und negirende Behauptung contradictorisch sein sollen, müssen sie

— wir vergleichen mit dem Magnete — die Pole eines und desselben unzertrennlichen Stabes sein. Sowie sich zeigt, dass der Stab nur künstlich zusammengesetzt ist, nicht aus Einem Stück, sondern aus zweien besteht, die man von einander nehmen kann: so sind die beiden Behauptungen gelöst. Der Bruch des Stabes aber kann darin liegen, dass zwei verschiedene Subjecte behaupten, wie auch darin, dass die Behauptungen auf zwei verschiedene Objecte gehen. Im ersten Fall gründet sich der Schein des Widerspruchs auf Subjectives (z. B. bei den Behauptungen von der Wärme draussen und von den Sternen am Himmel), im anderen Fall auf Objectives (wie bei den beiden Thermometern). Das Auflösen des Scheins hat immer eine Aehnlichkeit mit dem Lösen von Räthseln, denn Räthsel gründen sich auch immer anf Schein.

In diesem Sinn hat auch Kant die von ihm aufgefundenen Antinomien gelöst. Wohlgemerkt: nicht den Widerspruch der Thesen und Antithesen hat er gelöst oder hat er auch nur lösen wollen; sondern er hat den Bruch gezeigt, er hat Thesen und Antithesen von einander genommen, so dass sie nicht mehr als Pole eines und desselben magnetischen Stabes gelten können. Wir haben keine Veranlassung hier näher auf diesen Punkt einzugehen. Kant hat Grosses mit den Antinomien und in Bezug auf sie geleistet, aber freilich tadellos ist seine Aufstellung nicht in allen Punkten und völlig genügend ist auch seine Lösung noch nicht. —

Prof. Drobisch (Logik § 143) will Widersprüche, die sich zwischen einem erschlossenen Urtheil und einem Erfahrungssatz finden, durch „Begriffserweiterung“ lösen. Er gibt als Beispiel einen Schluss:

„Alle Planeten bewegen sich innerhalb der Grenzen des Thierkreises.

Nun ist Pallas ein Planet;

also muss ihre Bahn innerhalb dieser Grenzen liegen“.

Thatsächlich aber überschreitet die Bahn der Pallas diese Grenzen. — In solch einem Fall aber, sagen wir, handelt es sich auch nicht einmal um einen Schein von Widerspruch. Die major im Schluss ist einfach, wie die Beobachtung der Pallas-Bahn zeigt, falsch. Es folgt nicht, dass der Begriff der Planetenbewegung erweitert werden kann (zur Aushülfe aus der Verlegenheit), sondern dass er erweitert werden muss. Man

lasse also die major fallen, so fällt der Schluss selbst, den das Denken zu voreilig gezogen hatte, und — die Sache ist in Richtigkeit.

Andere Widersprüche will derselbe Logiker durch „Distinction“, durch Unterscheidung einer doppelten Bedeutung desselben Worts lösen. Z. B.

„Jeder Körper, der seinen Ort stetig ändert, bewegt sich.
Die Sonne ändert ihren Ort am Himmel stetig.
Also bewegt sich die Sonne“.

Aber die Astronomie beweist, dass sie sich nicht bewegt. Dieser Widerspruch löse sich nur durch Distinction der scheinbaren und wahren Bewegung. — Der Schluss ist aber in der aufgestellten Form gar nicht richtig, er leidet an dem Fehler, den der Logiker selbst (§ 132) als ignoratio elenchi aufführt. Der Schlusssatz darf nicht lauten: Also bewegt sich die Sonne; sondern: Also bewegt sich die Sonne am Himmel. — Und wer will denn leugnen, dass sich die Sonne täglich vor unseren Augen am Himmel bewegt? Dieses Himmelsgewölbe aber, an dem sie sich bewegt, ist selbst nur ein scheinbares Etwas (nichts Wesenhaftes), und daher ist die Bewegung an ihm auch nur etwas Scheinbares. Hier gibt es also auch keinen „Widerspruch“ zu lösen. Hiesse die minor: Die Sonne ändert ihren Ort im absoluten Raume stetig; so würde auch die conclusio lauten: Also bewegt sich die Sonne im absoluten Raume. Wir erwarten die unbedingte Zustimmung des Herrn Prof. Drobisch zu dieser unserer Berichtigung durch ignoratio elenchi.

Heisst es dagegen in einem dritten Beispiel: 1) die von Ost nach West mit einer der Erdrotation gleichen Geschwindigkeit geschossene Kanonenkugel bewegt sich nicht; 2) sie bewegt sich doch: so liegt die Sache wieder anders. — Zunächst sagt die Anschauung ganz bestimmt, dass sie sich bewegt, nämlich im relativen Raum der Erdatmosphäre. Und auch der beobachtende Mondbewohner wird zugestehen müssen, dass sie sich in diesem relativen Raum, in den sie als ein irdisches Ding entschieden hineingehört, bewegt, Finden wir nun, dass die conträren Bewegungen: der Erde von West nach Ost, der Kugel von Ost nach West mit gleicher Geschwindigkeit sich gegenseitig aufheben, und dass also für den absoluten Raum diese Doppelbewegung in conträrer Richtung = 0 ist, so ist

das gar kein Widerspruch wider die Behauptung der relativen Bewegung; denn diese letztere ist ja ein Factor der Rechnung, deren Product = 0 ist. Würde von der Bewegung der Kugel von Ost nach West ganz abgesehen, würde die Kugel als in der Erdatmosphäre unbeweglich feststehend vorausgesetzt, so würde das Facit sein: Bewegung der Kugel von West nach Ost. Also es ist gar kein Gedanke an Widerspruch. Man muss bei Bewegung immer fragen: in welchem Raum?; woraus, beiläufig zu erwähnen, auch folgt, dass die Anschauung des Raumes ursprünglicher ist, als die der Bewegung. — Sind z. B. die beiden Sätze: 1) der Hecht bewegt sich im Wasser; 2) der Hecht bewegt sich nicht in der Luft — etwa contradictorisch? Nun und nimmermehr. Ebensowenig sind: eine Bewegung im relativen Raum und: keine Bewegung im absoluten Raum, auch wenn sie gleichzeitig gedacht sind, contradictorisch.

Uebrigens ist die von Drobisch verlangte Distinction ganz an ihrem Platze, nur nicht um Widersprüche zu lösen, sondern einfach um deutlich zu machen, dass von Widersprüchen nicht die Rede sein kann.

Wir wiederholen noch einmal: Ist Widerspruch wirklich ausgesprochen, und zwar ein nicht blos sprachlicher, sondern ein begrifflicher Widerspruch, so bleibt derselbe auch aller Welt zum Trotz stehen; dann aber kann nur eine der beiden widersprechenden Behauptungen den wirklichen That- und Sachbestand treffen. Ist aber nur ein Schein des Widerspruchs da, so hört mit dem Nachweis, woher der Schein kommt, auch die Möglichkeit, noch von Widerspruch zu reden, ganz von selbst auf.

Wenn nun die „Logik“ gegen die wir streiten, stets, sobald sie Widersprüche gefunden zu haben meint, bescheiden spräche: „vielleicht sind's nur noch ungelöste Antinomien“, wenn sie ihr Urtheil zurückhielte oder doch nur mit der grössten Vorsicht ein solches zu fällen suchte, so würden wir nicht so scharf und schneidig das Schwert unserer Kritik gegen sie schwingen. Da sie aber, wo es ihr gerade passt, flugs mit ihrem Urtheil da ist und um der „Widersprüche“ willen ihr unbequeme Auffassungen in den Staub tritt, so kann kaum unser kritisches, wohlbegründetes Urtheil hart und scharf genug sein.

Ueberhaupt ist es schon ein Fehler, von „Widersprüchen“ in der Mehrzahl zu reden; **es gibt nur einen einzigen Widerspruch**, eine einzige contradictio, sie liegt in dem einer affirmirten Behauptung entgegengestellten Nicht oder Nein. Es kann ein Mensch das modalische Nicht oder Nein rein willkürlich und unberechtigt anwenden, er kann seine Behauptungen ohne Grund in Widerspruch zu etwas stellen, was man dann wohl auch nennt: er kann sich selbst in Widerspruch stellen. Dann weist man einfach durch Thatsächliches den Widerspruch zurück und bricht den im Widerspruch hervortretenden Widerstand und Trotz. „Nein, ich will nicht“. — Aber du sollst! Gehorche oder —. „Nein, es ist nicht so“. — Ja, es ist so; hier ist der Beweis oder der Nachweis. — Aber gelöst, in Wohlgefallen aufgelöst hat noch nie ein Mensch den Widerspruch.

Das Wort „Widerspruch“ wird fort und fort im Mund der Menschen unpassender und unberechtigter Weise angeführt. Man wird auch wohl fernerhin im gewöhnlichen Leben seine Anwendung (wo es heissen sollte „Widerstreit“) passiren lassen müssen; denn es wird nun einmal viel Unpassendes und Widersinniges in der Sprache des gewöhnlichen Lebens zusammengeredet, besonders seit die Welt allgemein so klug und gebildet geworden ist und man kann da die Thorheit nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten. Aber die Sprache der Wissenschaft, der Kunst, der Staatsweisheit sollte vor solchem missbräuchlichen Anwenden der Worte sich hüten. Nicht allein Werke, wie das Hanne'sche, wimmeln von solch missbräuchlicher Anwendung, man findet sie allerorten wieder, und sie hat uns oft schon, wo wir wissenschaftlichen Forschungen gern mit Liebe hätten folgen mögen, auf's unangenehmste berührt.

So wird denn wohl auch der Logiker und Metaphysiker Kuno Fischer den Laufpass seinem gewandten Mimen „Widerspruch“ geben müssen, dessen kunstfertiges Spiel auch die Verwunderung von Trendelenburg erregt hat und diesem „wie eine Tragödie in der Logik“ erschienen ist. Besagter Mime ist nur ein Schatten, den der Philosoph mit seiner camera obscura auf die Bretter zaubert, er hat weder logisch noch metaphysisch Fleisch und Bein. Auch lässt sich nicht sagen: das Wort mag unrichtig sein; zugegeben; wir setzen dafür „Widerstreit“ und die Sache ist richtig. — Nein. In den Din-

gen finden sich allerdings widerstreitende Qualitäten genug und werden a posteriori wahrgenommen; aber der Begriff, welcher es auch sei, darf nie mit sich in Widerstreit kommen. Das wird von dem logischen Princip der Identität untersagt; und wer dieses unter seiner Würde hält und darüber stolpert, der wird jählings die schiefe Ebene hinabrutschen in unergründliche Tiefen.

Der Missbrauch des Wortes Widerspruch ist übrigens kein Wunder. Man hatte ja eben bisher keine Macht, zwischen Widerspruch und Widerstreit scharf zu scheiden. Haben wir aber in Obigem die Grenze haarscharf ziehen können, so ist uns auch das Recht gegeben, energisch zu protestiren gegen jenen Missbrauch, der Irrungen und Missdeutungen auf allen Gebieten doch zuletzt in seinem Gefolge haben muss, der das eitele Prahlen hohler Köpfe bis zu einer bedenklichen Höhe steigert; denn wie Viele halten sich leichten Kaufes einer tieferen Erforschung und Prüfung irgend welcher Gegenstände für überhoben, sobald sie das Wort ausgesprochen haben: es sind Widersprüche darin!

Die Reflexion muss zwischen zwei Begriffen scheiden, die sie mit fremden Namen contradictorisch und conträr nennt. Conträr wird im Deutschen durch „widerstreitend“, contradictorisch durch „widersprechend“ wiedergegeben. Wohl, so mache man auch in der Wissenschaft Ernst und scheide beide im Sprachgebrauch fest und streng. Oft hört man Urtheile wie: „diese That, dieser Gedanke, diese Ansicht (a) steht in offenbarem Widerspruch wider jene andere That, j. a. Gedanken, j. a. Ansicht (A)“, welche letztere als bei derselben Person oder denselben Personen mittelbar oder unmittelbar vorhanden vorausgesetzt sind. In den meisten dieser Fälle wird man sich, um richtig zu reden, so auszudrücken haben:

a ist unvereinbar mit A; a stimmt nicht zu A; a stimmt nicht mit A überein. Z. B. es heisst: „Diese Handlung (a) steht in Widerspruch mit dem eben abgeschlossenen Vertrag (A).“ Hier wird der Inhalt des Vertrags A als übergeordneter Begriff gedacht, dem eine ganze Reihe von Handlungen (a, b, c ...) unterzuordnen sind, so dass sie in seinen Umfang vollständig hineingehören; und das kann nur sein, wenn sie mit jenem Inhalt in voller Uebereinstimmung sind. Auch in diesen Fällen

hat man den Begriff „Widerspruch“ entschieden zu meiden; „unvereinbar“ ist der rechte Ausdruck und Begriff.

Stimmt a mit A überein, ist a mit A vereinbar, so gebraucht man auch im Deutschen den Ausdruck: a entspricht A. Da entsteht nun allerdings der Schein, als müsse „widerspricht, widersprechend“ das directe Gegentheil zu „entspricht, entsprechend“ sein. Aber diess ist nur ein dem Ausdruck in deutscher Sprache anhaftender Schein. Das Entsprechende (convenientia) steht als solches stets auf dem Boden der Qualität, das Widersprechen oder der Widerspruch hat dagegen modalische Geltung. —

Oft kommt es bei Streitigkeiten unter den Menschen (socialen, wissenschaftlichen, religiösen und welche es seien) vor, dass der Widerstreit gegen ein Ganzes sich zum Widerspruch gegen Einzelnes gestaltet, das zu diesem Ganzen gehört. Sicher aber und zweckdienlich wird es immer sein, so lange noch den qualitativen Begriff „Widerstreit“, den vorsichtigeren, anzuwenden, bis der Widerspruch gegen alle einzelnen Theile des Ganzen offenbar geworden und auch deutlich ausgesprochen ist. So stimmen wir hier gewissermassen mit Trendelenburg überein, der da sagt (L. U. II S. 152): „Man darf im Realen den Widerspruch nur sparsam anwenden und nicht schon jedes Hinderniss und alles Widerstreitende ohne Weiteres Widerspruch nennen“. Bei Tr. freilich klingt diese Warnung sonderbar, da er nämlich keine rechte Markscheide zwischen Widerspruch und Widerstreit zieht oder auch nur ziehen kann. Aber das Gefühl des Logikers achten wir; er fühlt, dass mit unbedachter Anwendung des Wortes „Widerspruch“ manche philosophische Sünde begangen sein mag. Und er fühlt das mit Recht; die Zahl dieser Sünden heisst: Legion.

So konnte z. B. im Kampfe zwischen der preussischen Regierung und dem Abgeordnetenhaus kein Theil den andern des wirklichen Widerspruchs gegen die Verfassung beschuldigen (wiewohl solche Beschuldigungen in Folge der unbedachten Anwendung des Wortes erhoben worden sind, und dann stets Oel in das Feuer gegossen haben); aber das war richtig: das Abgeordnetenhaus mit seinen doctrinalen Tendenzen befand sich vielfach in Widerstreit mit der Verfassung, die man ausserdem so zu feiern suchte, und dadurch war die Regierung bei ihren weisen Absichten für das Staatswohl auf einen Weg hingedrängt,

der wiederum auf der anderen Seite ein der Verfassung theilweis widerstreitender war und sein musste. Der Widerstreit des Hauses wider gewisse Grundlagen der Verfassung, welche in derselben vorausgesetzt waren, hatte den Widerstreit der Regierung wider gewisse Consequenzen der Verfassung zur Folge. Aber nicht ein „Verfassungsbruch", der nur per contradictionem stattfinden konnte, war hier oder dort begangen, vielmehr war die Qualität der Verfassung von zwei Seiten her limitirt, indem conträre Auffassungen und Strebungen gegen einander arbeiteten. — Um noch andere Beispiele anzuführen: Islam und Freigemeindlerthum — wenn das letztere mit Bewusstsein und Tendenz auftritt — erheben Widerspruch wider das Evangelium: es ist nicht die Wahrheit, es soll nicht sein, es muss ausgerottet werden; der Rationalismus dagegen in seinen verschiedenen Gestaltungen befindet sich nur in Widerstreit wider das Evangelium und ebenso ist es mit dem orthodoxen Judenthum, welches den Messias noch in der Zukunft erwartet.

Hoffentlich werden christliche Brüder, wenn sie nur nicht ganz der Philosophie feindlich sind, im Angesicht der Zeitströmungen, z. B. der Hanne'schen Thesen, es nicht für ein vergeblich und eitel Ding halten, was wir getrieben haben und treiben, nämlich die Grundlagen der hergebrachten Logik prüfen und von Alters her verschleppte Irrthümer und Missverständnisse ausmerzen.

Die rechte kritische Wissenschaft, was sie auch thue und treibe, wenn sie auch unmittelbar mit der Offenbarung Gottes nichts zu thun hat, sie kann doch dem Reiche Gottes und der christlichen Wahrheit mittelbar Dienste leisten, die nicht zu verachten sind. In dieser Ueberzeugung und Hoffnung haben wir unser logisches Schwert aus der Scheide fahren lassen, und zerhauen wird es auch die Gewebe des Truges, mit denen man die christliche Wahrheit zu umspinnen und zu zerdrücken trachtet.

26.

Der Unterschied von conträr und contradictorisch bei Aristoteles.

Als Verfasser über den wirklichen Unterschied zwischen conträr und contradictorisch bereits in's Reine gekommen war und seine Füsse aus den hergebrachten logischen Fussangeln gezogen hatte, war er immer noch der Ansicht, die falsche Auffassung, wie sie überliefert ist, schreibe sich von Aristoteles her. Erst nach ausgemachter Sache ging er daran nachzuforschen, wie wohl Aristoteles mit seinem Denken in solche Irrthümer hineingerathen sei. Es galt also besonders ein Studium der Aristotelischen „Metaphysik", da in dieser die meisten der hierher gehörigen Untersuchungen enthalten sind. Dieses Werk des Aristoteles nun ist uns in einem kläglichen, ruinenhaften Zustand überliefert, es erscheint wie aus unordentlichen Collegienheften zusammengestellt und herausgegeben. Mutatis mutandis liesse sich eine solche unter heutigen Verhältnissen nicht ungewöhnliche Entstehung auch im Alterthum für möglich halten *). Mit solch einem Werk ist schwer umgehen, sich hindurchzuwinden ist in mancher Beziehung ein unerquicklich Ding, und es bleibt zweifelhaft, ob man überall den Worten trauen darf. Doch sind wir zu dem nach unserer Ueberzeugung sicheren Ergebniss gekommen:

Aristoteles selbst hat in seiner „ersten Philosophie" **die von uns bekämpfte verkehrte Auffassung dessen, was contradictorisch sei, nicht vorgetragen**, wiewohl er durch gewisse schiefe Ausführungen in Bezug auf contraria den Irrthum und das Missverständniss der Späteren mittelbar verschuldet haben mag. — Aber schon die scholastischen Uebersetzer scheinen die verkehrte Auffassung der contradictio durch leichtfertige lateinische Wendungen eingeführt und verschuldet zu haben.

Dieses Urtheil wird durch Vergleichung der Aussprüche der Metaphysik mit dem Buch „über die Kategorien" nur

---

*) Der Zustand der Metaphysik kann nämlich — was auch an der Ueberlieferung Strabo's und Plutarch's vom Schicksal der Aristotelischen Schriften Wahres sein mag — weder auf Rechnung der Würmer in der Skepsischen Höhle gesetzt, noch auf Apellikonische Ausfüllung von Lücken zurückgeführt werden.

bestätigt, in welch letzterem die von uns besprochenen Punkte auch berührt und abgehandelt werden und welches in einer weit sicherern und des grossen Philosophen würdigeren Gestalt uns überliefert ist *).

Wir halten uns an den von Schwegler in seiner Ausgabe der Metaphysik gebotenen griechischen Text, den der Herausgeber selbst freilich in seiner deutschen Uebersetzung nach philosophischer Ueberlieferung stellenweise gemisshandelt hat, wovon wir schon oben (S. 39) Proben gegeben haben.

Aristoteles mischt nicht, wie Hegel, **„conträr und contradictorisch“** zusammen, nein, er behauptet, dass beide Begriffe **streng zu scheiden** sind:

ὅτι μὲν οὐ ταὐτὸν ἀντίφασις καὶ τἀναντία δῆλον (X, 4, 14), und dass es bei Widerstreitendem ein Mittleres geben kann, beim Widerspruch aber nicht:

ἀντιφάσεως δὲ μηθέν ἐστι μεταξύ, τῶν δὲ ἐναντίων ἐνδέχεται (ebenda).

Er erklärt, dass es ebenso, wie zwischen „weiss und schwarz“, auch zwischen *ἀγαθός* und *κακός*, *δίκαιος* und *ἄδικος* ein Mittleres gibt, wenn sich diess Mittlere auch nicht als festbestimmter Begriff (wie dort „grau“) nachweisen lässt:

διὸ οὐ πᾶς ἀγαθὸς ἢ κακός, ἢ δίκαιος ἢ ἄδικος, ἀλλὰ καὶ τὸ μεταξύ (V, 22, 9).

Dabei ergibt sich aus anderen Stellen, dass er nicht behaupten will, alle Conträrbegriffe müssten ein Mittleres haben, sondern nach seiner Ansicht ist das Dasein des Mittleren bei ihnen nur eine Möglichkeit; in Wirklichkeit gibt es solche Begriffe mit- und andere ohne den Mittelbegriff:

διὸ τῶν μὲν ἔστι μεταξύ (καὶ ἔστιν οὔτε ἀγαθὸς ἄνθρωπος οὔτε κακός), τῶν δὲ οὐκ ἔστιν, — ἀλλ' ἀνάγκη εἶναι ἢ περιττὸν ἢ ἄρτιον (X, 4, 22).

Es ist möglich, will er sagen, dass ein Mensch weder gut noch böse ist, zwischen gut und böse im Mittel steht; aber eine Zahl muss entweder ungerade oder gerade sein, hier gibt es kein Mittleres. Und den Grund für diese Behauptungen findet er in dem Umstand, dass bei *περιττός* und *ἄρτιος* das *ὑποκείμενον* ein *ὡρισμένον* ist, d. h. dass diese Conträrbegriffe

---

*) Die Zweifel an der Aristotelischen Autorschaft des Kategorienbuches scheinen mir nicht stichhaltig zu sein.

sich nur von einem ganz bestimmten Subject (nämlich von Zahlen) prädiciren lassen; dass dagegen bei *ἀγαθός* und *κακός* das *ὑποκείμενον* kein *ὡρισμένον* ist.

Dieser von Aristoteles aufgestellte Grund ist seltsam genug und seine ganze Behauptung, dass *περιττός* und *ἄρτιος* kein Mittleres haben, fällt in sich selbst zusammen. Gerade weil beide Begriffe nur auf Zahlen Anwendung leiden, ist das medium, der Indifferenzpunkt (vergl. oben S. 83 und 98) — keiner von beiden Begriffen gilt — hier in allen Fällen erreicht, wo man versucht, einen derselben von irgend einem anderen Subject, als von Zahlen, auszusagen. Aber auch in Bezug auf den Bereich der Zahlen selbst ist das medium nicht ausgeschlossen. Ein Bruch ist auch eine Zahl; wenn nun auch bei seinen Theilen, Zähler und Nenner, das „entweder gerade oder ungerade“ zutrifft, so trifft es doch bei ihm selbst als einem mathematischen Ganzen nicht zu. Die gebrochene Zahl selbst ist ein Drittes. Die griechische Sprache kann allerdings unser Negatives „ungerade“ durch einen positiven Begriff, durch *περιττός* ausdrücken, und dadurch, dass beide contraria im Sprachgebrauch als positive Begriffe auftreten, ist dem Stagiriten das klare Urtheil über sie verloren gegangen. Aber er sagt selbst:

ἴσον μὲν γὰρ ᾗ οὐκ ἴσον πᾶν [denn hier ist *ἀντίφασις*, bei der es ein tertium oder medium nicht geben kann],

ἴσον δ' ᾗ ἄνισον οὐ πᾶν, ἀλλ' εἴπερ μόνον ἐν τῷ δεκτικῷ τοῦ ἴσου (X, 4, 17).

Da nun nicht allein im Deutschen der negative Begriff „ungerade“ sich findet, da man auch im Griechischen *ἀνάρτιος* sagen kann, gilt offenbar auch der Satz:

ἄρτιον δ' ᾗ ἀνάρτιον οὐ πᾶν, ἀλλ' εἴπερ μόνον ἐν τῷ δεκτικῷ τοῦ ἀρτίου,

d. h. nicht Alles ist entweder gerade oder ungerade tertio excluso, sondern blos das, worauf der Begriff „gerade“ mit seinem Gegentheil überhaupt (in dem betreffenden eigenthümlichen Sinn) angewandt werden kann. Und was von *ἀνάρτιον* gilt, das gilt auch von *περιττόν*, denn letzteres drückt denselben Begriff aus, nur nicht negativ der sprachlichen Form nach, wie ersteres, sondern positiv. Also gerade oder ungerade (tertio excluso) ist nur eine Zahl, und zwar eine ganze, keine gebrochene Zahl. Dass aber hier das tertium exclusum ist, folgt

nicht aus der Logik, sondern aus der Mathematik. Gerade und ungerade stehen darum nicht in Contradiction, sondern es findet hier der S. 103 von uns bemerkte Fall statt. Dass trotz des ausgeschlossenen Dritten hier keine *ἀντίφασις* ist, dass wir nur sich in besonderem Fall ausschliessende *ἐναντία* vor uns haben, hat auch Aristot. wohl eingesehen.

Die oben (S. 82) namhaft gemachte Ausflucht: man müsse bei der Anwendung contradictorischer Begriffe erst fragen, ob die *ὑποκείμενα* auch *δεκτικά* dieser Begriffe seien — hat mit dem Aristotelischen Denken nichts mehr gemein; denn *δεκτικά* contradictorischer Begriffe gibt es für den Stagiriten nicht und von contradictorischen Begriffen selbst weiss er schlechterdings nicht.

In dem Kategorienbuch (VIII, 6. Opp. omn. vol. I ed: Biponti. 1791) behauptet Aristot., dass diejenigen Conträrbegriffe, von denen nothwendig der eine oder der andere da sein muss *ἐν οἷς πέφυκε γίνεσθαι ἢ ὧν κατηγορεῖται*, d. h. dasein muss in Bezug auf solche Gegenstände, in deren Natur die betreffenden Eigenschaften liegen oder von denen man diese Eigenschaften aussagen kann — dass diese Begriffe kein *ἀνὰ μέσον* haben. Diejenigen dagegen, von denen nicht der eine oder der andere zu sein braucht, sollen auf alle Fälle ein *ἀνὰ μέσον* haben. — Als Beispiele für die erste Art, der das Mittlere fehlt, nennt er neben *περιττὸν ἢ ἄρτιον* noch *νόσος ἢ ὑγίεια*. Ein lebender Körper müsse entweder krank oder gesund sein.

Diess Beispiel zieht thatsächlich auch nicht, denn vollkommen gesund darf sich wenigstens unter den Menschen nie einer nennen, und doch braucht sich nicht jeder krank zu melden. Es gibt leibliche Zustände genug, die zwischen Krankheit und Gesundheit schwanken, und was Metaph. X, 4, 22 in Bezug auf gut und böse gesagt ist, lässt sich auch hier sagen:

καὶ ἔστιν οὔτε νοσώδης ἄνθρωπος οὔτε ὑγιής.

Aber gerade die Unrichtigkeit des Beispiels ist für uns lehrreich. Hätte Dr. Dühring dieselbe Ansicht über Krankheit und Gesundheit, wie Aristot., würde er sicher beide Begriffe zu contradictorischen stempeln, so gut wie er das mit Leben und Tod gethan hat. Dem Stagiriten aber ist das nicht von fern in den Sinn gekommen; sie sind und bleiben ihm *ἐναντία*.

Wir behaupten und wiederholen das hier nochmals, dass a priori sich keine Conträrbegriffe ausfindig machen lassen, die kein medium hätten. Es gibt überall wenigstens Ein solches, nämlich den Indifferenzpunkt bei Anwendung der Begriffe auf diejenigen *ὑποκείμενα*, die nicht *δεκτικά* derselben sind; wenn ich z. B. fragen wollte, ob ein Stein krank oder gesund, ein *ἄρτιον* oder *περιττόν* sei, so würde ich den Indifferenzpunkt als medium erreichen. Gibt es Fälle, in denen das aut-aut (tertio excluso) auch bei Conträrbegriffen Anwendung leidet, so sind diese Fälle dann durch Beziehung der betreffenden Begriffe auf ganz bestimmte Satz-Subjecte bedingt, und das strenge aut-aut wird nicht durch die Logik (durch apriorische Regeln des Denkens), sondern durch besondere synthetische Erkenntniss in einer bestimmten Wissenschaft behauptet, während die Logik ihr aut-aut (das der Contradiction) aus eigener Machtvollkommenheit analytisch hinstellt und keine Erfahrung dasselbe widerlegen kann.

Die Ausführungen des Aristot. über die *ἐναντία* werden übrigens dadurch schwierig, dass er den Begriff der *στέρησις* n die Untersuchungen einmischt. Er unterscheidet an verschiedenen Stellen seiner Werke vier Arten von Gegensätzen (*ἀντικείμενα*):

ἀντίφασις (contradictio),
ἐναντία (contraria),
τὰ πρός τι (Verhältnissbegriffe),
στέρησις und *ἕξις* (Beraubung und Besitz).

Auf *τὰ πρός τι* wollen wir hier nicht weiter eingehen. Aber wie unterscheidet sich die Art *ἐναντία* von der anderen *στέρησις* und *ἕξις*? — Man könnte meinen *ἕξις* werde einen positiven Qualitätsbegriff, *στέρησις* den ihm entgegengesetzten negativen bezeichnen, bei den *ἐναντίοις* dagegen müsse auf beiden Seiten die gleiche Form sein, entweder die positive oder die negative; aber diese Meinung wird nicht bestätigt.

Die Stelle in dem für unsere Aufgaben überaus wichtigen Cap. VIII des Kategorienbuches § 8—17 gibt uns erst Klarheit über die Ansicht des Aristot., so freilich, dass diese Ansicht vor unseren Augen in sich selbst zusammenfällt. Da heisst es § 8:

στέρησις δὲ καὶ ἕξις λέγεται μὲν περὶ ταὐτόν τι· οἷον ἡ ὄψις καὶ ἡ τυφλότης περὶ ὀφθαλμόν·

Also *στέρησις* und *ἕξις* werden nur in Bezug auf bestimmte Objecte gesagt, so z. B. sehend und blind, die sich auf das Object des Auges einzig und allein beziehen, gehören hierher; und man kann diese Begriffe nur auf solche Wesen anwenden, deren Natur mit sich bringt, Augen zu haben. § 16 bemüht sich Aristot. aus einander zu setzen, dass und warum derartige Begriffe nicht unter die *ἐναντία* gehören. Wären sie von der Art der Conträrbegriffe, die ein Medium hat, so brauchte nicht immer einer von beiden prädicirt zu werden (vergl. S. 135); aber bei diesen fraglichen Begriffen ist's wirklich so, dass der eine oder der andere prädicirt werden muss, sobald das Auge von Natur da ist: entweder sehend oder blind; zu diesen Contrariis mit Medium können sie also nicht gehören. Aber auch zu denen ohne Medium nicht; denn sonst müsste nothwendig einer von beiden Begriffen unter allen Umständen prädicirt werden; aber es sei bei Begriffen der fraglichen Art nicht nothwendig, *τῶ δεκτικῷ θάτερον αὐτῶν ὑπάρχειν· τὸ γὰρ μήπω πεφυκὸς ὄψιν ἔχειν οὔτε τυφλὸν οὔτε ὄψιν ἔχειν λέγεται*, d. h. was von Natur noch nicht zum Sehen geschickt ist, wird weder blind noch sehend genannt. Und weil unter keine der beiden species der *ἐναντία* solche Begriffe demnach unterzubringen seien, desshalb gehören sie auch nicht unter das genus der *ἐναντία*.

Sollte man eine derartige Deduction für möglich halten? Erst wird gesagt (vergl. S. 135), dass die Nothwendigkeit eines der beiden Conträrbegriffe ohne Medium nur für solche Gegenstände gilt „*ἐν οἷς πέφυκε γίνεσθαι*"; und nachher scheint diese Clausel übersehen zu sein. Gerade weil das „entweder blind oder sehend" mit Ausschluss des Dritten nur in Bezug auf das „*πεφυκὸς ὄψιν ἔχειν*" gilt, darum gehören diese Begriffe unter die Contraria ohne Medium, falls diese überhaupt mit Recht als species aufgeführt sind. Es liegt eine fast unbegreifliche ignoratio elenchi vor. Es täuscht den Meister das *μήπω*, **noch nicht:** „was von Natur noch nicht zum Sehen geschickt ist"; aber diese zeitliche Limitation kann auf die begriffliche Betrachtung keinen Einfluss haben. Er denkt offenbar an junge Thiere, von denen wir sagen: sie werden blind geboren; die Griechen scheinen sich nicht so ausgedrückt zu

haben und darauf stützt er sich. Aber wir nennen solche Thiere mit Recht blindgeboren, denn das Auge ist ja als Mitgift der Natur bereits da. Sie sind schon als solche geboren, *ἐν οἷς πέφυκε γίνεσθαι*, sc. *ὄψις*. Und weil von ihnen als solchen auch gilt: entweder blind oder sehend (als „*περὶ ὀφθαλμόν*"), darum sind „blind und sehend" nichts anderes als contraria. Der blödeste Verstand wird die Verwandtschaft der Begriffspaare: krank und gesund, blind und sehend — erkennen; wie könnte man sie verschiedenen Begriffsclassen zuweisen wollen? Wie blind und sehend nur auf ein bestimmtes Object sich beziehen (auf das Auge), so auch krank und gesund nur auf ein bestimmtes Object (auf den lebenden Organismus), so auch gerade und ungerade (nur auf die ganze Zahl).

Die eigenen Darlegungen des Stagiriten nöthigen ihn, seine Begriffe *κατὰ στέρησιν καὶ ἕξιν* einfach unter die *ἐναντία* zu versetzen, unter die erste species derselben. Wir müssen schon die Unterscheidung der beiden species verwerfen; für uns gehen jene Begriffe, um die der Philosoph sich so abgemüht hat, ohne weiteres in die *ἐναντία* unter und auf. Es hat wohl auch kein Logiker jetzt noch Lust, *ἕξις* und *στέρησις* von den *ἐναντίοις* zu sondern.

Durch falsche Voraussetzungen hat sich der Stagirit zu übereilten Schlüssen hinreissen lassen. Zu solchen gehört noch, dass er § 17 die *μεταβολή* aus der *στέρησις* zur *ἕξις* für unmöglich erklärt: „Kein Erblindeter hat das Augenlicht wieder erlangt; kein Kahlköpfiger ist behaart geworden; kein Zahnloser *ὀδόντας ἔφυσεν*". Was sollen zum ersten Satz unsere geschickten Augenoperateure sagen! was zum dritten unsere Zahnärzte! was (sans comparaison) zum zweiten unsere Friseure mit ihren unfehlbar haarerzeugenden Essenzen! Die *φῦσις* thut es allerdings nicht (aber wer es thut, darauf kommt es auch nicht an), die *τέχνη* thut es. Uebrigens wachsen bekanntlich nach dem Ausfall der Milchzähne die zweiten Zähne *φύσει*.

So sind wir denn die leidige *στέρησις* als eine besondere Classe bildend glücklich los, und können sie nun weiter ohne Sorge nach den Worten des Stagiriten bei den *ἐναντίοις* selbst wiederfinden. Metaph. X, 4, 18 heisst es:

δῆλον ὅτι ἡ μὲν ἐναντίωσις στέρησις ἄν τις εἴη πᾶσα, ἡ δὲ στέρησις ἴσως οὐ πᾶσα ἐναντιότης.

Aber warum das nicht? warum bildet nicht auch jede Beraubung eine Contrarietät? — Da nach § 11 *ἐναντία* sind:

τὰ ὑπο ιὴν αὐτὴν δύναμιν πλεῖστον διαφέροντα,

muss die *στέρησις* eine vollkommene sein, um *ἐναντίωσις* sein zu können (§ 12). — Aber wenn die *στέρησις* nicht vollkommen ist, brauchen wir sie ja gar nicht als *στέρησις* gelten zu lassen. Der Kahlköpfige mag so heissen, wiewohl er noch einzelne Haare auf dem Kopfe hat; die, welche ihm fehlen, müssen ihm wirklich ganz und gar geraubt sein oder er muss derselben gänzlich beraubt sein. Ebenso ist es beim Zahnlosen. Und der Erblindete muss wirklich der Sehkraft beraubt sein, soweit er sie nämlich nicht mehr hat.

Da allerdings die eigenschaftlichen Qualitäten immer nach Graden gemessen werden können — *ἐπιδέχεται δὲ τὸ μᾶλλον καὶ τὸ ἧττον τὰ ποιά*, sagt Aristot. selbst Categ. VI, 21 — können wir den Satz nicht gelten lassen, dass nur die im gleichen Genus *πλεῖστον διαφέροντα* Conträrbegriffe seien, wiewohl wir selbst von Pol-Begriffen reden. Wir müssen vielmehr der Reflexion das Recht einräumen, alle Unterschiede in demselben Genus als conträre zu betrachten und namhaft zu machen, wenn sie auch wohl thun wird, dieses Recht nur in der oben S. 106 namhaft gemachten Beschränkung in Anspruch zu nehmen. Wir erkennen an, dass jede Contrarietät auf eine *στέρησις* sich gründet, behaupten aber auch umgekehrt das von Aristot. Geleugnete, dass jede *στέρησις* zu einer *ἐναντιότης* führt. Die *στέρησις* freilich findet nur begrifflich statt in allen Fällen, nicht in allen auch thatsächlich (*πράγματι*), wiewohl sie ab und zu auch thatsächlich sich zeigen kann, wenn gewaltsam eine Qualität in die ihr entgegengesetzte umgewandelt wird.

So dürften wir denn über die Schwierigkeiten, die Aristot. sich willkürlich geschaffen hatte, hinaus sein. **Soweit das Reich der Qualität sich erstreckt, wissen wir nur von Conträrbegriffen zu sagen**, alle sich entgegengesetzten Qualitäten sind conträr. Contraria gründen sich auf eine wechselseitige *στέρησις* im Begriffe. Diese *στέρησις*, die in der qualitativen Negative (z. B. im *α* privativum, wie es nun einmal genannt wird) auch sprachlich hervortritt, ist aber — und hier sind wir wieder in voller Uebereinstimmung mit Aristoteles — wohl zu scheiden von der *ἀντίφασις*, die da entsteht, wo *κατάφασις* und *ἀπόφασις* in Bezug auf denselben Gegenstand, denselben Vor

sich begegnen. Diese *ἀντίφασις* findet sich nicht im Moment der Qualität, einzig und allein in dem der Modalität.

Nun aber sagt Aristoteles auch (Metaph X, 4, 14):

ἡ δὲ στέρησις ἀντίφασίς τίς ἐστιν.

Ueber die Bedeutung dieser Worte würde vielleicht § 16 Auskunft geben können, aber hier ist eine verdorbene Stelle, über die man zu keiner Klarheit kommen kann. —

ἐναντία und *ἀντίφασις* lassen sich nach Aristoteles' deutlichem Ausspruch durchaus nicht verwechseln, sind streng zu scheiden; und alle *ἐναντία* gründen sich auf das Vorhandensein oder auf die Annahme einer *στέρησις*, die *στέρησις* aber ist eine gewisse *ἀντίφασις*. Wie soll man sich diese Gedankenfolge erklären? Wenn statt *ἀντίφασις* stände *ἀπόφασις*, möchte die Sache angehen. Der Sinn wäre dann: Durch das analytische *ἀποφάναι* der Existenz einer Eigenschaft am betreffenden Gegenstand gewinnt man synthetisch den Begriff ihrer *στέρησις* und zwar der vollendeten *στέρησις*. Hat man nun diesen, so bildet er das *ἐναντίον* zu der betreffenden Eigenschaft selbst. Eine übrigens auch verdorbene Stelle IV, 6, 13 möchte dafür sprechen, dass allerdings *ἀπόφασις* zu lesen statt des zweimaligen *ἀντίφασις* (X, 4, 14 und 16); denn soviel scheint festzustehen, dass dort *στέρησις* erklärt wird als

ἀπόφασις ἀπό τινος ὡρισμένου γένους.

Käme aber, was wir im X. Buche lesen, nicht auf Rechnung eines gedankenlosen Nach- oder Abschreibers, hätte vielmehr Aristoteles wirklich die *στέρησις* als eine Art *ἀντίφασις* bezeichnet, so hätte er damit dem Missverständniss der Späteren, als ob Qualitäten contradictorisch sein könnten, Thür und Thor geöffnet. Aber er selbst hat sich gehütet, diese Folgerung zu ziehen, Qualitäten gelten ihm nicht als contradictorisch — und wie jener Ausspruch, wenn er wirklich von ihm stammen sollte, mit seinen übrigen in Einklang zu bringen sei, das ist uns rein unmöglich zu begreifen und nachzuweisen.

Für *ἀπόφασις* als richtige Lesart spricht auch das, was Aristot. Categ. VIII, 7 sagt: Für etliche Fälle des *ἀνὰ μέσον* gibt es bestimmte Namen, d. h. Mittelbegriffe ausdrückende Worte; für andere nicht, sondern für sie *τῇ ἑκατέρου τῶν ἄκρων ἀποφάσει τὸ ἀνὰ μέσον ὁρίζεται· οἷον τὸ οὔτε ἀγαθὸν*

οὔτε κακόν. Also hierbei wird das medium durch *ἀπόφασις* beider Pol-Begriffe dargestellt. So ist nun offenbar die *στέρησις* auch *ἀπόφασις* des einen *ἄκρον.*

Weiter kann Aristoteles das Missverständniss derer, die später seine Spuren zu verfolgen meinten, durch den Satz mit verschuldet haben (IV, 6, 13):

ἐπεὶ δὲ ἀδύνατον τὴν ἀντίφασιν ἀληθεύεσθαι ἅμα κατὰ τοῦ αὐτοῦ, φανερὸν ὅτι οὐδὲ τἀναντία ἅμα ὑπάρχειν ἐνδέχεται τῷ αὐτῷ.

Hierzu ist zu bemerken (und es gilt das mit für vorher schon angeführte Worte), dass *ἐναντία* überhaupt nicht *ὑπάρχει*, nicht drin im Gegenstand stecken können, sondern nur vom Gegenstand in Folge gemachter Erfahrung oder auch wohl a priori ausgesagt werden können. So aber ist es wohl möglich, dass zwei Conträrbegriffe zu gleicher Zeit und ohne dass inzwischen der Gegenstand sich ändert, im Urtheil ihm beigelegt werden können, wie wenn wir nach unserem obigen Beispiel das Haus hoch nennen im Vergleich zur Mauer, aber niedrig im Vergleich zum Thurme, wie wenn derselbe Temperaturgrad von A. als Wärme, von B. als Kälte bezeichnet wird.

Allerdings beschränkt Aristoteles gleich darauf in § 14 seinen Ausspruch durch den Beisatz:

ἀλλ' ἢ πῇ ἄμφω, ἢ θάτερον μὲν πῇ θάτερον δὲ ἁπλῶς,

d. h. sondern, wenn wirklich contraria zugleich da sind, so sind sie entweder beide in beschränkter (limitirter) Weise, oder das Eine limitirt, das Andere schlechthin da. Und mit diesem Beisatz, unter dieser Verwahrung behält der Hauptsatz seine Richtigkeit, wir können dann dem Aristoteles in Bezug auf ihn vollständig beistimmen; indess diese unumgänglich nothwendige Beschränkung des Hauptsatzes erfolgt nicht da, wo derselbe zum ersten Mal vorkommt, sondern bei seiner Wiederholung im folgenden §, und die Folgerung, unter welcher der Hauptsatz eingeführt wird: dass nämlich das, was von der *ἀντίφασις* gilt, auch von den *ἐναντία* gelten müsse — ist eine durchaus unberechtigte. Bei der *ἀντίφασις* lässt sich auch nicht ein *πῇ* (die Kategorie „limitirt") zur Anwendung bringen, sondern hier ist das *ἅμα ἀληθεύεσθαι* ein für allemal ausgeschlossen. Von einem *πῇ* kann man nur bei Qualitätsbegriffen reden, da diese sämmtlich limitirbar sind. Die *ἀντίφασις* unterliegt in der That einer ganz anderen Beurtheilung, als die *ἐναντία*. Da

aber Aristoteles das Qualitative und das Modalische, wiewohl er beides streng scheidet, doch mit gleichem Masse zu messen Miene macht, konnten Spätere leicht beides gar vermengen und verwechseln.

Der Umstand, dass man Begriffe wie „gross und klein“ demselben Gegenstand, ohne dass er sich zu verändern braucht, zu gleicher Zeit beilegen kann, hat dem Aristoteles noch besondere Scrupel gemacht. *ἐναντία*, sagt er, könne derselbe Gegenstand nie zugleich annehmen (*ἐπιδέχεσθαι*), denn sonst würde er sich selbst *ἐναντίον* sein, und das sei unmöglich. Desshalb seien „gross und klein“, „viel und wenig“ keine *ἐναντία*. Daher will er sie unter die *πρός τι* rechnen; und sollte Jemand leugnen, dass sie dahin gehören, und sie nur unter das *ποσόν* rechnen wollen, so müsste doch eingeräumt werden, dass sie kein *ἐναντίον* haben. (Categ. IV, 12. 14.)

Nun, dass „gross und klein“, „viel und wenig“, aber auch: hoch und niedrig, alt und jung, alt und neu, kurz und lang, früh und spät und viele andere — Verhältnissbegriffe sind, wird Niemand leugnen können; aber sie sind Qualitäts-Verhältnissbegriffe mit rein eigenschaftlichem Gehalt. Und wo Begriffe qualitativer Natur sind und in Gegensatz stehen, da sind sie auch conträr. Entgegengesetzte Begriffe von eigenschaftlichen wie von Wechselwirkungs-Qualitäten (zu den letzteren gehören z. B. Glaube und Unglaube, Friede und Unfriede, Friede und Krieg, Liebe und Hass — vergl. S. 28.) sind stets contraria. Nur Begriffe von Wechselwirkungs-Objecten, die Aristot. auch unter die *πρός τι* rechnet (z. B. Herr und Sklave), sind nicht conträr, weil sie für die metaphysische Betrachtung Substanz-Gehalt haben, wiewohl sie gleich anderen Wesens-Begriffen als Qualitäten ausgesagt werden können (z. B. dieser Mensch ist ein Sklave). Substanzen nehmen nie zu einander die Stellung der contraria ein.

Lehrt uns die Erfahrung, dass in gar manchem Fall von demselben unveränderten Gegenstand zu gleicher Zeit contraria ausgesagt werden können, ja müssen: so ist doch gerade die gleichzeitige Anwendung von Begriffen wie „gross und klein“ für das Verständniss am wenigsten schwierig, denn hier wird ja der unveränderte Gegenstand nur mit verschiedenen anderen verglichen, und es tritt also dabei besonders deutlich her-

vor, dass „gross und klein“ nicht im Gegenstand drin stecken (*οὐχ ὑπάρχει*), sondern nur nach den Anschauungen des Vergleiche anstellenden Redenden von ihm prädicirt werden (*κατηγορεῖται*); und was könnte daran auffällig oder unbegreiflich sein?

Weiter behauptet Aristoteles (X, 4, 7):

φανερὸν ὅτι οὐκ ἐνδέχεται ἑνὶ πλείῳ ἐναντία εἶναι.

Und das ist nicht richtig, wie schon oben gesagt (S. 82): süss hat z. B. zwei *ἐναντία*, bitter und sauer; stumpf auch zwei, scharf und spitz; lang hat breit und hoch; die Farben sind eine der anderen conträr, jede hat alle übrigen sich gegenüber. Es bestimmt den Aristoteles zu dieser seiner apriorischen Behauptung die Voraussetzung, dass nur die in demselben genus am weitesten von einander entfernten Qualitäten contraria seien, so zu sagen: nur die beiden Pole des genus. Diese Voraussetzung aber ist irrig, die mitten zwischen den Polen liegenden Qualitäten können gleichfalls als contraria aufgefasst werden. Und wäre sie richtig, so würde doch der Satz nicht unter allen Umständen aus ihr folgen, da es möglich ist, dass eine Qualität den Punkt bildet, an dem zwei genera (so zu sagen) zusammenstossen.

süss — sauer
süss — bitter.

Satz und Voraussetzung scheint man aber bis jetzt meistentheils für richtig gehalten zu haben. Neuerdings haben sich die philosophischen Gegner Drobisch und Trendelenburg beide wieder zu dieser Voraussetzung bekannt und sich an diesem Punkte die Hände gereicht. Dagegen kann Drobisch nicht umhin, die Möglichkeit gelten zu lassen, dass „ein und derselbe Begriff zu mehr als einem anderen im conträren Gegensatz stehen kann.“ (Logik § 24).

Uebrigens scheint Aristot. in seiner Ansicht, dass nur die Polbegriffe desselben genus conträr seien, keineswegs so fest gewesen zu sein, wie die auf Aristot. fussen wollenden Logiker behaupten. Categ. VIII, 23 sagt er nämlich: *τῇ γὰρ ἐνδείᾳ ἡ ὑπερβολὴ ἐναντίον*, d. h. dem Mangel sei das Uebermass conträr, und zwar beide seien *κακά*; dann aber fährt er fort: *ὁμοίως δὲ καὶ ἡ μεσότης, ἐναντία ἑκατέρῳ οὖσα, ἀγαθόν ἐστιν*, also die Mitte, das kann nur heissen: der Begriff, der

in der Mitte steht, soll sowohl dem Mangel wie dem Uebermass conträr sein. Dieser Ausspruch ist mit Metaph. X, 4, § 1, 9, 11 ganz unvereinbar. Es fragt sich aber, ob wir nicht gerade in ihm des Meisters wahre Meinung, in den anderen Stellen aber Missverständnisse der Schüler vor uns haben. Je weiter nämlich eine nur sonst nicht etwa offenbar verdorbene Stelle von der überlieferten „Aristotelik“ abweicht, desto eher möchte ich in ihr den Meister selber finden.

Abgesehen von den schiefen Auffassungen und Aussprüchen über die *ἐναντία* ist aber Aristoteles über die Bedeutung der *ἀντίφασις* sich völlig klar.

Er sagt Metaph. IV, 7, 6:

ἔτι πᾶν τὸ διανοητὸν καὶ νοητὸν ἢ διάνοια ἢ κατάφησιν ἢ ἀπόφησιν — und zwar so, dass ein dritter Fall sich nicht denken lässt.

Ferner IV, 8, 6:

ἔτι εἰ πᾶν ἢ φάναι ἢ ἀποφάναι ἀναγκαῖον, ἀδύνατον ἀμφότερα ψευδῆ εἶναι· θάτερον γὰρ μέρος τῆς ἀντιφάσεως ψεῦδός ἐστιν.

Er gibt die richtige Erklärung X, 7, 7:

τοῦτο γὰρ ἔστιν ἀντίφασις, ἀντίθεσις, ἧς ὁτῳοῦν θάτερον μόριον πάρεστιν, οὐκ ἐχούσης οὐθὲν μεταξύ,

und die „Aristoteliker“ hätten wohl merken sollen, dass diess die Erklärung der *ἀντίφασις* im Gegensatz zu und im Unterschied von den *ἐναντία* ist, und dass Alles, was über den blosen Gegensatz von *καταφάναι* und *ἀποφάναι* hinausgeht, mit der *ἀντίφασις* im Sinn des Meisters nichts mehr zu schaffen hat, sondern unter den Begriff der *ἐναντία* fällt.

Besonders wichtig und alle Zweifel über die wirkliche Lehre des Aristot. beseitigend ist die Stelle Categ. VIII, 12:

Οὐκ ἔστι δὲ οὐδὲ τὸ ὑπὸ τὴν κατάφασιν καὶ ἀπόφασιν κατάφασις καὶ ἀπόφασις,

d. h. die Dinge, die Begriffe, die Vorgänge, welche affirmirt und negirt werden, verhalten sich nicht selbst unter einander wie Affirmation und Negation.

ἡ μὲν γὰρ κατάφασις λόγος ἐστὶ καταφατικὸς, καὶ ἡ ἀπόφασις λόγος ἀποφατικός· τῶν δὲ ὑπὸ τὴν κατάφασιν ἢ ἀπόφασιν οὐδέν ἐστι λόγος, ἀλλὰ πρᾶγμα.

Die beiden Worte zuletzt:

ἀλλὰ πρᾶγμα scheint allerdings Aristot. nicht geschrieben zu haben, sie sind ein späterer Zusatz, aber ihr Sinn ist, wie § 13 zeigt, vollständig Aristotelisch. Da *λόγος* in obiger Satzverbindung offenbar „oratio“ bedeutet, nicht (wie an anderen Stellen) notio: so bestätigt hier Aristot. unsere eigene Behauptung (vergl. S. 88), dass nur Urtheile contradictorisch sein können. Contradictorische Begriffe gibt es nicht, auch contradictorische *πράγματα* nicht; denn um contradictorisch zu sein, müsste ein *πρᾶγμα* (oder ein Begriff) *κατάφασις* und ein zweites *ἀπόφασις* sein, was ganz unmöglich ist, denn *ἀπόφασις* kann nun und nimmermehr als *πρᾶγμα* vorkommen.

Noch führen wir einen Ausspruch an, in welchem die Mehrzahl „Widersprüche“ vorkommt, jedoch ohne dass diesem Gebrauch des Wortes, den wir oben (S. 128) tadelten, der Makel anhaftete, den er im Munde Anderer entschieden hat; einen Ausspruch, der aber allerdings in anderer Beziehung verwunderlich ist. Er lautet Metaph. IV, 8, 3:

ἔτι δὲ φανερῶς ἀντιφάσεις εἰσὶν ἃς οὐχ οἷόν τε ἅμα ἀληθεῖς εἶναι· οὐδὲ δὴ ψευδεῖς πάσας· καίτοι δόξειέ γ᾽ ἂν μᾶλλον ἐνδέχεσθαι ἐκ τῶν εἰρημένων.

Ist die richtige Uebersetzung des Schlusspassus die: „Jedoch möchte man aus dem Gesagten das Letztere eher für möglich halten“, dass nämlich alle beide Theile zugleich falsch sein können — so wissen wir uns allerdings nicht zu erklären, wie Aristoteles darauf kommt; aber da er das Zweite nicht als wirklich zugesteht, sondern blos zwischen diesem Fall, der noch eher möglich — wiewohl nicht wirklich — und dem anderen, der ganz unmöglich ist, unterscheidet: können wir nicht behaupten, dass hiermit das Wesen der contradictio wirklich verkannt sei. Uebrigens fragt es sich sehr, wie viel auch an dieser Stelle wirklich Aristotelisch ist.

Auch alle Versuche des Aristoteles, die das Dasein der strengen contradictio leugnenden Gegner ad absurdum zu führen, bekunden, dass er dieselbe ganz in dem nämlichen Sinn verstanden hat, in welchem wir sie oben aus einander gesetzt haben, und dass also der Meister von Stagira in keiner Weise den Auseinandersetzungen des Dr. Dühring oder Anderer würde beistimmen können. In Bezug auf die Auffassung der *ἐναντία*

ist er von Irrthum nicht freizusprechen, aber in Bezug auf die *ἀντίφασις* ist er im Reinen.

Aristot. scheint bei der Aufstellung seiner Kategorien das Moment der Modalität gänzlich verfehlt zu haben. In der That hat er die modalischen Kategorien nicht aufgefunden, aber das Moment selbst sondert er deutlich und bestimmt von seiner Kategorientafel, indem er Categ. II, 8 schreibt:

ἕκαστον δὲ τῶν εἰρημένων (der Kategorien, die er eben sämmtlich aufgezählt hat), *αὐτὸ μὲν καθ' αὑτό, ἐν οὐδεμιᾷ καταφάσει λέγεται ἢ ἀποφάσει· τῇ δὲ πρὸς ἄλληλα τούτων συμπλοκῇ κατάφασις ἢ ἀπόφασις γίνεται.* Er ist also fern davon, Bejahung und Verneinung irgendwie mit der *ποιότης*, mit dem Moment der Qualität zu vermengen, wie diess die Logiker nach ihm gethan haben.

Vor allen Dingen muss betont werden, dass Aristoteles ganz bestimmt, wie schon oben (S. 134) angeführt ist, sagt:

ἴσον ἢ οὐκ ἴσον πᾶν,
ἴσον δ' ἢ ἄνισον οὐ πᾶν,

denn das stimmt ganz mit dem Ergebniss unserer Untersuchungen überein. Gleich und ungleich sind contraria, „gleich" ein positiver, „ungleich" der diesem entgegengesetzte negative Begriff. Diese contraria stehen nicht in Contradiction, es gibt zwischen ihnen a priori die Möglichkeit eines medium — keins von beiden gilt —, wenn auch Fälle sein können, bei denen Erfahrung diess medium a posteriori ausschliesst. Die Negation in dem *α* privativum hat nur qualitative Bedeutung, keine modalische Kraft. Dagegen das *οὐκ* vor dem *ἴσον* ist modalische Negation, daher *ἴσον* und *οὐκ ἴσον* in Contradiction stehen, so dass a priori das tertium oder medium ausgeschlossen ist. Wer noch etwa mit Berufung auf Aristoteles unseren Ausführungen seinen Beifall versagen möchte, der vergleiche die Stelle über *ἴσον*, und er muss sich überzeugen, dass der grosse Stagirit auf unserer Seite ist.

Entsprechend dem Beispiel mit *ἴσον* können wir auch sagen:

Entweder lebend oder nicht lebend ist jedes mögliche Subject.

Entweder todt oder nicht todt desgl.

In beiden Fällen ist das tertium exclusum und immer nur Ein Stück der Behauptung kann, Eines muss aber auch richtig sein. Aber tertio excluso behaupten wollen:

Jedes mögliche Subject ist entweder lebend oder todt — wäre sehr thöricht. Der Satz mit dem *ὑποκείμενον ὡρισμένον:*

Ein Mensch ist entweder lebend oder todt

könnte möglicher Weise richtig sein, so dass ein Drittes ausgeschlossen wäre — in Wirklichkeit ist er unrichtig, wie wir nachgewiesen haben (S. 110); wäre er aber auch richtig, so würde doch damit nicht bewiesen sein, dass Leben und Tod contradictorische Gegensätze sind.

Der Verf. vorliegender Schrift muss allerdings erklären, dass es ihm noch nicht vergönnt gewesen, alle Werke des Aristoteles zu durchforschen; er lebt aber der Zuversicht, dass Ausführungen in anderen Schriften des Stagiriten mit anderem Ergebniss in Bezug auf die von uns behandelten Punkte nicht werden aufgefunden werden können.

Es erhebt sich die Frage: Wie konnten spätere Philosophen, indem sie conträre Qualitäten zur Contradiction stempelten, wähnen, in Aristoteles' Fussstapfen einherzuschreiten? wie konnte Dr. Dühring bei ausdrücklicher Berufung auf Aristoteles und seine Metaphysik solche Darlegungen bieten? Es ist wirklich die Fortpflanzung des Missverständnisses bis auf unsere Tage kaum begreiflich; die Art und Weise aber, wie philosophirende Theologen, Politiker und allerlei in Wissenschaft mehr oder weniger machende Köpfe den Begriff des Widerspruchs benutzt und hinter ihm ihre sonstigen Missverständnisse oder ihre Einbildungen verschanzt haben, würde rein lächerlich sein, wenn nicht auf diese Weise der ernsten wissenschaftlichen Forschung fort und fort die Bahn verlegt, ja dem Worte Gottes sogar Hohn gesprochen worden wäre.

Möchte mit den Darlegungen dieser unserer Schrift **für immer** über dergleichen Irrungen der wissenschaftliche Stab gebrochen sein!

Schluss.

Eigentlich sollte diese Schrift noch eine auf den gewonnenen Grundlagen berichtigte Darstellung der logischen Grundsätze und Bemerkungen über die Logik überhaupt enthalten. Gründe nicht der Wissenschaft, sondern der Nützlichkeit fordern indess, dass für jetzt hier abgebrochen werde.

Mögen die Herren Docenten der Philosophie das bis jetzt Gebotene prüfen; mögen die Logiker erst über Widerspruch und Widerstreit zur Klarheit kommen. In Bezug auf die Lehre von der Contradiction muss reine Bahn werden vor allen Dingen, ehe an ein wirkliches Fortschreiten auf philosophischen Bahnen gedacht werden kann; denn seither hatte man sich mit dem vermeintlich-logischen Jagdmachen auf Widersprüche in eine Sackgasse schmählich verrannt. Wird man den wirklichen Unterschied zwischen conträr und contradictorisch fassen, dann wird auch endlich mit Evidenz sich herausstellen, dass die Logik nur eine formale Wissenschaft ist und nur als solche ausgebaut werden kann.

Die philosophische Polemik, die seither in der hin- und zurückgeworfenen Beschuldigung von Widersprüchen ein nutzloses und wenig ergötzliches Turnierspiel getrieben, wird sich statt solcher absurder andere Waffen suchen müssen. Widersprechende Begriffe gibt es überhaupt gar nicht (abgesehen von den modalischen Kategorien); widersprechende Urtheile wird aber ein und derselbe Mensch bei gesundem Denken gar nicht zugleich aufrecht erhalten wollen, es müssten denn gelehrte Kunstsprünge, wie die oben S. 107 angeführten, versucht werden. Wo sie versucht werden sollten, da gilt es allerdings mit logischem Ingrimm draufzuschlagen ohne Ansehen der Person und nicht zu schonen.

Aber wir wollen noch einen Augenblick Halt machen bei der Frage: Ist die Behauptung des Widerstreits als Beschuldigung logisch berechtigt?

Es ist zu antworten: **Logisch ist nur untersagt der Widerstreit eines zur Anwendung gebrachten Begriffes wider sich selbst;** ein Widerstreit, der nie von Haus aus im Begriffe liegen kann, der immer nur durch Missbrauch des ihn umkleidenden Wortes bei nachlässigem Denken in ihn hineingetragen sein wird.

Widerstreitende Urtheile aus einem und demselben Mund können material ihre gute Berechtigung haben und sind formal (d. h. logisch) ganz unanfechtbar.

Besonders gilt es zu beachten, dass ein Unterschied ist, ob die qualitative oder ob die modalische Form eines bestimmten Urtheils die Herrschaft hat. So lange nämlich noch von einem $\pi\tilde{\eta}$ — $\pi\tilde{\eta}$ (von verschiedenen Beziehungen) die Rede sein kann: so lange ist die qualitative Form herrschend und die modalische dient ihr. Die modalische mag dann in assertorischer Ausprägung sprachlich auftreten, ihr Gehalt entspricht immer nur der problematischen Ausprägung. In solchen Fällen tritt der Widerstreit hervor. Z. B. diese Wahl ist gültig, denn ....; aber sie ist nicht gültig (oder ungültig), denn .... — Eine Wahl kann nie schliesslich zugleich gelten und auch nicht gelten, nur Eines oder das Andere kann sein in Wirklichkeit; in den obigen widerstreitenden Urtheilen handelt es sich aber noch gar nicht um die Wirklichkeit, sondern nur um die Gedanken, Muthmassungen, Erwartungen des Urtheilenden, und solche sind nur problematisch. Hat aber die Modalität im Urtheil die Herrschaft erlangt, so dass jede Unterscheidung von Beziehungen aufhört, dann ist der assertorische Gehalt da, alle Geltung conträrer Auffassungen ist beseitigt, das logische Gesetz der Contradiction ist in Kraft getreten.

Bei juristischem Für und Wider handelt es sich in der Regel um widerstreitende Urtheile, da das Jus nie über Existenz von Objecten (diese muss voraussetzt sein), sondern nur über Qualität derselben zu entscheiden hat. Nur zu oft aber werden solche Urtheile als widersprechende behandelt und betrachtet. Man versucht wohl, mit der einen Seite die andere ganz zu erdrücken, während das einzig Richtige sein würde, beide Seiten abzuwägen und die Entscheidung nach dem Uebergewicht zu geben. Die Herren Juristen thäten darum sehr wohl, unsere Unterscheidung zu prüfen, damit sie das Mittel zu einer richtigeren Würdigung vieler ihrer Aufgaben gewinnen. Für alle Zweige der Gedanken-Arbeit ist diese Unterscheidung von der

höchsten Wichtigkeit, sie übt nach den verschiedensten Seiten hin eine grundlegende Kraft. —

Aber Denker, der du Begriffe gebildet hast und mit ihnen dich bewegst, davor hüte dich, dass nicht in den Inhalt der von dir angewandten Begriffe Conträres sich einschleicht. Conträre Beschaffenheiten finden sich allerorten an und in den Dingen; Begriffe aber werden gebildet, nicht um solche Contraria zusammenzuwerfen, sondern um sie von einander zu halten. Es kann wohl ein Gegenstand sauer-süss sein, aber darum ist sauer nicht süss und süss nicht sauer. Widerstreit in einem Begriff oder widerstreitende Anwendung desselben ist leider ein gar nicht seltener Fehler, und oft schwer zu finden, da der Begriff sich hinter dem Laut der Worte verbirgt und da dasselbe Wort häufig zur Umkleidung verschiedener Begriffe dient, besonders wo es sich um Gegenstände handelt, die nicht den Sinnen gegeben sind. Wort und Begriff unterscheiden sich wie Reden und Denken.

Es ist kaum je ein grösserer logischer Wahn in der an Widersinnigkeiten leider so reichen Geschichte der Logik zu Tage gefördert worden, als der: dass *der* Begriff (d. h. wenn das Urtheil auf logische Form gebracht wird: dass *jeder* Begriff) in sein Gegentheil umschlägt. So lange auf Erden gedacht wird, ist noch nie ein Begriff in sein Gegentheil umgeschlagen, nicht im Kopf eines Ochsen oder Esels, die auch ihre Begriffe haben und vom Schöpfer auf rechten Brauch derselben angewiesen sind, geschweige denn in dem eines Menschen. Begriffe sind gebildet und von einem Geschlecht der Menschen dem anderen überliefert worden; neue Erfahrungen, Entdeckungen, Erfindungen haben die Bildung neuer Begriffe nöthig gemacht; aber in sein Gegentheil ist keiner von allen je umgeschlagen; selbst überlieferte Begriffe, die thatsächlich gegenstandlos geworden waren, sind logisch immer noch dieselben Begriffe geblieben. Dagegen Verdrehen und unberechtigtes Anwenden von Worten, mit denen der Redende selber vielleicht überhaupt keinen Begriff verband, der Hörende aber nothwendig einen verbinden musste: Das ist die sophistische Hauptkunst gewesen in alter und neuer Zeit; damit ist Lärm gemacht worden in der Welt; denn — eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Wider solche Künste streitet, Männer der Logik! Statt Anderen die Anschuldigung von „Widersprüchen“ blind und gedankenlos an den Kopf zu werfen, seht nach, ob euere Begriffe fest stehen und ob ihr von den sie umkleidenden Worten die berechtigte Anwendung macht, oder ob sich Contraria eingeschlichen haben. Und wo ihr findet, dass Andere Widerstreitendes in einen und denselben Begriff zu verbinden suchen, da weist das nach, rüget, bessert. So werdet ihr dazu beitragen, die Wissenschaft zu reinigen und zu fördern.

Die in vorliegender Schrift vorgetragenen neuen philosophischen Entdeckungen lassen sich in folgende fünf Punkte zusammenstellen:

1) Bestimmte Zurückweisung des Wahns, als gäbe es ein „unendliches“ Urtheil. (Die bisherigen Zurückweisungen waren nur muthmasslich und unbegründet.)

Dagegen sicherer Nachweis, dass eine der Limitation dienende Urtheilform im Moment der Qualität zu unterscheiden ist.

2) Deutlicher Nachweis, wie es sich in Wirklichkeit mit den beiden anderen Formen im Moment der Qualität — der positiven und negativen — verhält.

3) Bestimmung der festen Grenzlinie zwischen modalischer Negation und qualitativer Negative. (Die bisherige Unterscheidung beider war schwankend und nicht richtig.)

4) Wohlbegründete Ausmerzung der Begriffe „Realität“ und „Negation“ aus Kants Kategorientafel.

Dagegen Nachweis, dass die qualitativen Kategorien in den Worten: positiv, negativ und limitirt zu Tage treten.

5) Nachweis, dass Qualitäten nie widersprechend (contradictorisch), immer nur widerstreitend (conträr) sind, und dass Contradiction einzig und allein im Moment der Modalität zu suchen ist.

(Aristoteles hat diess gewusst, aber nach ihm ist diess Wissen wieder verloren gegangen, so dass wir es als eine neue Lehre wiederbringen müssen.)

Es gibt keine contradictorischen Begriffe — man müsste denn die correlaten in den modalischen Kategorien als solche bezeichnen —; es gibt nur contradictorische Urtheile.

Die Punkte 1, 2, 3, 5 sind von allgemein philosophischem Interesse. Diese Ergebnisse sind zunächst unabhängig von der Verschiedenheit in den Strebungen der philosophischen Schulen; freilich werden sie denselben, wenn ausgemacht und anerkannt, tief genug in Mark und Bein schneiden. Wir fordern für diese Punkte unbedingte und allgemeine Anerkennung. Unsere reinliche Scheidung zwischen den Momenten der Qualität und Modalität (Punkt 3) ist eine Errungenschaft, durch welche erst das Kantische System in seinen Grundlagen in helles Licht tritt, und darum ist sie nicht hoch genug anzuschlagen. Die Kantianer (resp. Friesianer) haben in Ahnung der hohen Wichtigkeit darnach gerungen, die Grenzen der beiden Momente zu finden; es ist ihnen nicht gelungen; von uns sind sie nun deutlich nachgewiesen.

Auch für die von uns ermittelten Kategorien im Moment der Qualität (Punkt 4) nehmen wir auf Kantischem Grund und Boden unbedingte Anerkennung in Anspruch, d. h. wer einmal die Wege Kants, die von den Meisten verachteten und verkannten, auch wohl lächerlich gemachten, noch gehen will und gehen kann: der soll anerkennen, dass diese vom Meister noch verfehlten Begriffe von uns erst aufgedeckt sind.

Nachsichtig sind wir von vorn herein gegen Die gestimmt, welche den Kantischen Grund und Boden verloren haben. Da aber die Ausmerzung der Begriffe „Realität“ und „Negation“ als unbedingt nothwendig einleuchten muss, werden schliesslich bedächtige Forscher nicht umhin können, unsere Correctur anzuerkennen. Mit dieser Anerkennung werden sie dann sofort den Werth der Kategorien Tafel besser abschätzen können, als diess vordem ihnen möglich war. Und die Einsicht in ihre Bedeutung muss endlich durchdringen und allgemein sich behaupten. Ja wir zweifeln nicht, dass diese Tafel, ob sie auch noch lange verkannt und mit Misstrauen betrachtet werden sollte, eine Errungenschaft der Philosophie ist und bleiben muss, bis dahin, wo kein Erdenbewohner mehr sein wird, der des mühsamen Nothbehelf der Philosophie für seinen armen

denkenden Kopf bedarf. Mögen sie nach Hegel's Vorgang noch eine Weile spötteln — Spinneweben zerreissen doch schliesslich, aber das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Punkt 5, in dem die übrigen 4 zusammenstossen und gipfeln, hat, neben seinem grundlegenden Werth für die Theorie, die grösste Bedeutung für die philosophische Praxis. Punkt 4 aber ist für die Theorie nicht minder wichtig, als Punkt 5.

Ist der Meister von Stagira auch nicht überall bei unseren Darlegungen unser Bundesgenosse, so ist er es doch am Hauptpunkt Nr. 5. Und mit grosser Freudigkeit ziehen wir hier im Centrum mit ihm im Bunde gegen die Missverständnisse fast zweier Jahrtausende zu Felde. Der von Verulam hätte nicht den Stagiriten, im Hinblick besonders auf seine Physik, so verächtlich behandeln sollen; denn dieser Physik haftete die Weltansicht der Zeit an — und über diese kann kein Denker hinaus —, ihr fehlten die Mittel der Induction, die später gewonnen worden sind. Wo es das reine Denken gilt, da ist auch ein Aristoteles schon auf dem Platze und er hat seine Sache besser verstanden, als die hergebrachte Logik, die noch dazu mit seinem Namen sich schmückt, sie heute versteht.

Meister Kant hat die rechte Lehre von der Contradiction und die richtige Anwendung dieses Begriffs nicht überkommen und auch nicht gefunden, nur nahe ist er ihr, wie gezeigt, zu Zeiten gewesen. Sein Fehlgehen in diesem Stück aber bringt sein System auch nicht in die geringste Gefahr. Das ist der Segen der kritischen Methode. Die dogmatischen Systeme der Neuzeit dagegen (ob absolut oder exact, bleibt sich hierbei gleich) werden, wie wir recht wohl wissen, durch Niederreissen des seitherigen Wahns vom Widerspruch auf's empfindlichste verletzt, bis in ihr tiefstes Mark erschüttert. Diese Erschütterung war nicht zunächst unser Endzweck, aber wir constatiren sie mit Freuden, in der Hoffnung, dass nach trüben, nebeligen Tagen die philosophische Sonne vielleicht bald wieder heller scheinen wird; ja die Nebel sie werden, sie müssen fallen.

Unsere Darlegungen dienen dem Kantischen System nur zum Ausbau, während sie am Grundbau, an den Fundamenten anderer Systeme nicht mit Macht der Kunst, aber mit Naturgewalt rütteln. Prüfe jeder Denker, wo und wie er steht. Das gescheiterte Wrack verlassen, wenn ein haltbares Schiff

vorüberfährt und aufnehmen will, ist wahrhaftig keine Schande. Umkehr, Umkehr zu Kant! Es hilft nichts. Macht seinen Fusssteig zur Heeresstrasse! Aber corrigirt auch den grossen Denker, wo es noth thut, und noth thut es an vielen Punkten. Dann wird, dann kann er nur sagen: So seid ihr meine rechten Nachfolger; so seid ihr werth, euch mit meinem Namen zu nennen; blinde Nachtreter mag ich nicht.

Die Philosophie hat als reine Wissenschaft mit Theologie und Christenthum nichts zu thun, Eine „Christliche Philosophie" ist Zusammenstellung zweier von Haus aus ganz verschiedener und zunächst durch nichts Thatsächliches zusammenzureimender Begriffe. Wird man auch von einer „Christlichen Mathematik" oder von einer „Christlichen Landwirthschaft" reden wollen? — Aber das ist richtig, ist eine Philosophie als reine Wissenschaft gewonnen, so ist ihre Anwendung auf das Christenthum möglich. Und da wird sich's zeigen, dass das berichtigte, von seinen Schäden geheilte Kantische System keineswegs dem Christenthum feind ist, ja dass nur diese kritische Philosophie den billigen Anforderungen entspricht, die man bei klarem Denken auf dem jetzigen Standpunkt unserer Weltanschauung Christlicherseits an eine Philosophie stellen kann. Der Christ bedarf der Philosophie nicht, um mit ihrer Hülfe zur Auffassung der Heilsthatsachen erst fähig zu werden — wie sollte in diesem Fall der Hand-Arbeiter im Schweisse seines Angesichts zu Christlicher Erkenntniss kommen können? — aber er bedarf der Philosophie, um Angriffe der Feinde des Christenthums abzuwehren. Sie ist nicht Kelle zum Aufbau, aber Schwert zur Abwehr. Der Wahn, als könne man durch reines Denken das ergründen, was Gott in seiner ewigen Barmherzigkeit uns durch seinen lieben Sohn geschenkt hat, als könne man von sich aus das Evangelium construiren: ist ein höchst verderblicher, ein grundstürzender. Die Philosophie, deren die Kirche heute bedarf, muss vor allen Dingen einestheils zeigen, dass mit materialistischen oder sensualistischen Theoremen nicht auszukommen ist, und anderestheils muss sie Kraft haben, dem Rationalismus die Wurzeln abzugraben; und das muss sie leisten, ohne auch nur im geringsten Säfte des Evangeliums an sich gezogen zu haben. Die Kantische leistet das, wiewohl Materialisten einerseits und Rationalisten andererseits blind genug gewesen

sind, sie für ihre Zwecke ausbeuten zu wollen, ja wiewohl der Meister selbst in der Verblendung seines Zeitalters das Zweite versucht hat.

„Verwickeln wir die einfachen und klaren Lehren der Logik nicht in noch unausgetragene Controversen, sondern benutzen wir sie vielmehr soviel wie möglich, um anderwärts das noch Schwankende zu stützen und das Dunkele aufzuhellen“, so sagen wir mit Dr. Drobisch; haben freilich finden müssen, dass man diese einfachen und klaren Lehren bis jetzt zum Theil noch gar nicht besessen hat, und dass sie leider bis jetzt noch nicht unter die Gegenstände gehören, „über die kein Streit ist“. Möchte es aber bald dahin kommen, dass der Streit über sie verschwindet, und dass dann das Kantische Denkgerüste, soweit es noch unvollkommen war, ergänzt, soweit es noch schwankend war, gestützt werde. Denn **was den anderen Schulen den Todesstoss androht, bedroht die Kantische nicht, wird vielmehr nur ihre Stellung sichern und befestigen.**

— „Aber denkt der Verfasser, dass er sich selbst nirgends geirrt habe?“ — A priori bildet er das sich wahrhaftig nicht ein; aber stehend auf den Schultern von Aristoteles und Kant, deren Stichhaltiges er angenommen und deren Fehler er auch noch beseitigt hat, hat er bei ernster Selbstkritik die Hoffnung gewonnen, dass er in der Hauptsache das Richtige gefunden und nachgewiesen. Sollten Versehen und Fehler bei der Ausführung im Einzelnen mit untergelaufen sein, so wird er es Jedem Dank wissen, der dieselben ihm sicher nachweist.

Und so rufen wir denn hinaus in die philosophische Welt einem Jeglichen, der Beruf hat oder Fähigkeit, Lust und Liebe hat zu prüfen, das Wort des siegesgewissen Streiters zu:

Adspice num mage sit nostrum penetrabile telum!

(Aen. X, 481).

Und möchte es bald heissen vom Wahn des Widerspruchs, wie von Pallas, den des Turnus Wurfspeer durchbohrt:

Corruit in vulnus —

Una eademque via sanguis animusque sequuntur.

Die Fabel unseres Stücks.

Stattlich stehet sie da mit marmor-geglättetem Antlitz
Unveränderten Blicks seit dem Beginne der Zeit,
Seit der erste Gedanke dem forschenden Haupte des Mannes
In der Empfindung Gewühl hellaufblitzend entstieg.
Keiner Erfindung Macht noch künstlicher Schlingen Gewebe
Wob der Mächtigen Kleid, schürzte ihr schleppend Gewand.
Wandrer, schreit nur vorbei am gebogenen Stab der Gedanken! —
Schreitest mit stolzem Sinn! — schaust nicht das ragende Haupt? —
Nimmer doch wird sie darum dem Postamente entsteigen,
Nimmer in zehrendem Harm streuen mit Asche das Haupt.
Keiner im Anfang je ihr Bildner war oder Erzeuger,
Selber durch eigene Kraft stieg sie aus dunkelem Schooss.
Doch des Schleiers Verhang hat stets ihr die Züge verdecket,
Nur des Kleides Saum offen zu Tage sie trug.
Wandrer, streife den Schleier vom kalten, marmornen Antlitz,
Dass du schauest sie selbst ohne der Sinne Betrug;
Aber wähne nur nicht, sie harr' in flehendem Sehnen,
Bis du mit Meisels Geschick formend die Züge ihr schenkst.
Weichet der Schleier der Hand, dann hoffe nimmer zu schauen
Mit dem Banne des Trugs tiefer Geheimnisse Sinn,
Nein, nur das eigene Bild, entnommen dem Wechsel der Mienen,
Darf dein Pilger-Verstand schauen im Marmor-Gebild.
Und so schau' denn hinein und lern' in Demuth die Lehre:
„Drin im Verstande ist nichts ausser er selbst — der Verstand."

Bemerkung.

Leibniz ist einst dem bekannten Wort des Sensualismus:

Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu

mit dem beschränkenden Ausspruch entgegengetreten:

nihil nisi intellectus ipse.

Wir stimmen bei; doch haben wir Grund anzunehmen, dass ausser dem intellectus nicht blos der sensus im Menschen ist, sondern dass es im Menschenwesen noch andere Kammern, noch andere Mächte gibt. Darum sagen wir:

Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit
alibi in homine,
nisi intellectus ipse.

Und wenn nur diess endlich als richtig erkannt würde, dann würde aller blaue Dunst, aller Höhenrauch einer eitelen Speculation verfliegen; dann würde der Intellect selbst kritisch erforscht werden, ohne dass man versucht wäre, ihn entweder zu hoch zu stellen oder zu tief herabzudrücken; dann würde auch die Grenze zwischen Metaphysik und Logik bald fest und sicher gezogen werden.

Berichtigungen.

S. 76 Z. 16 v. oben lies „Ursachen“ statt Urchachen.
S. 80 Z. 4 v. unt. lies „Massstab“ statt Machtstab.

Gebauer - Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knauer, Gustav

Conträr und contradictorisch (nebst convergirenden Lehrstücken) festgestellt und Kants Kategorientafel berichtigt eine philosophische Monographie

Halle 1868

Ph.sp. 442 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136712-1